



Begegnungen 2/2025

Zeitschrift der
Katholischen Lehrer- und Erziehergemeinschaft

Inhaltsverzeichnis

Titelbild: Foto F. Pirstinger	2
<i>H. Schlacher:</i> Zu diesem Heft	2
Zum Thema	
<i>P. Josef Beer:</i> Wenn das Jammern nicht mehr hilft	3
<i>M. Riedl-Jop:</i> Wenn das Jammern nicht mehr hilft	7
<i>D. Kurz:</i> Naturwissenschaft und Religion	12
Aus der Gemeinschaft	
Als neues Mitglied begrüßen wir	14
Wir trauern um	14
Nachrufe	
U. Pietsch – Lindt: Erinnerung an Helga Wasicky	15
<i>E. Buchreiter:</i> Nachruf für Mutti Ingrid Hois	19
Berichte	
<i>M. Kapfer-Buchberger:</i> Fasteneinkehr mit Alfred Jokesch	20
<i>M. Kapfer-Buchberger:</i> Jubiläumsfeier der Montessoribewegung	23
<i>W. Prügger:</i> Vernissage Kurt Zisler im Sensenwerk Deutscheistriz	28
<i>F. Pirstinger:</i> Pfingstinstallation in der Herz Jesu Kirche Graz	31
<i>C. Nickl:</i> Nova Gorica – Kulturhauptstadt Europas	36
Bücher	
<i>K. Wesener:</i> Assisi	47
<i>H. Schlacher:</i> Ägyd Gstättnner - Carlo Michelstaedter	48
<i>H. Schlacher:</i> Martin Pöllabauer - Pfarrer Johann Grahl. Sein Leben im Schatten des Krieges	50
Erlesenes	
<i>M. Fromm:</i> Sommerfrische in meiner Kindheit	51
Leserbrief	
Grüß dich Helmut! Dank für die Geburtstagsgrüße	55
Ankündiger	
Fahrten mit Mag. Roswitha Von der Hellen	56
Die „Familiensingwoche Seggauberg 2025“	57
H. Schmied: Wanderwoche 2025 vom 6.–12. Juli 2025 in Jezersko	57
Jubiläumsveranstaltung 80 Jahre GKE-KLE am 29. November 2025	58
Arbeitsmentoring	58

Zum Titelbild

Heilige Geistkraft vermittelt das Bild aus der Pfingstinstallation von Franziska Pirstinger in der Herz Jesu Kirche Graz.

Foto: F. Pirstinger

Zu diesem Heft

Helmut Schlacher

Was bringt uns im Jahr der Hoffnung Geistkraft und Zuversicht?

In zwei Antworten lenken uns die beiden Beiträge „Wenn das Jammern nicht mehr hilft“ auf die Grundlagen unseres Glaubens.

Im Erzählen und Erinnern liegen auch Perlen der Hoffnung bereit.

So will auch dieses Heft zu unserem Jubiläumsfest *animieren* (begeistern).

Mit euch, liebe Freunde freue ich mich schon darauf!

Einen schönen Sommer wünscht Euch im Namen der Redaktion

Helmut Schlacher

Zum Thema

Wenn das Jammern nicht mehr hilft – Was lässt mich glauben, hoffen und lieben?

P. Josef Beer O.S.B.

In den Stunden der Not, in den Momenten der Verzweiflung, wenn alle Anstrengungen und alle Mühen ins Leere laufen, bleibt nur eins: das Vertrauen auf den, der uns über das Sichtbare hinausträgt – Gott; das Hoffen auf den, den wir noch nicht sehen – Gott; und die Liebe zu dem, der uns zuerst geliebt hat – Gott.

Mit der Überschrift dieses Impulses „*Wenn das Jammern nicht mehr hilft*“, steht für mich die Frage im Raum: Wie bewältige ich schwere Situationen in meinem Leben? Was trägt mich durch scheinbar Unmögliches? Die drei göttlichen Tugenden: Glaube, Hoffnung und Liebe, sind kein flüchtiger Trost, sondern leben und wirken aus der göttlichen Quelle, aus Gott selbst, und geben unserem Leben einen soliden Halt, um Schwierigkeiten, Trauer, Angst, Not uvm. gut durchtragen zu können. Zumindest habe ich das in meinem Leben schon viele Male erfahren dürfen.

Glaube: Der Glaube ist das Fundament unseres christlichen Lebens. Er ist dieses tiefe Vertrauen, das nicht auf dem basiert, was wir mit unseren Sinnen erfassen können, sondern auf dem, was Gott verheißen hat und was wir im Herzen spüren. Der Apostel Paulus schreibt im Korintherbrief: „*Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen*“ (1 Kor 13,13). Dieser Vers ist nicht nur eine Zusammenfassung der göttlichen Tugenden, sondern auch eine Verheißung, dass diese drei göttlichen Tugenden lebenslang unser Kompass sein können, wenn wir uns darauf einlassen.



Paulus beschreibt den Glauben im zweiten Korintherbrief als eine Haltung, die ohne Sichtbarkeit auskommt, „denn wir wandeln im Glauben und nicht im Schauen“ (2 Kor 5,7). Der Glaube ist eine Haltung des Vertrauens, auch wenn die Umstände uns oft das Gegenteil aufzuzeigen versuchen. Es ist die Überzeugung, dass Gott in allem wirkt, auch wenn wir den Sinn nicht immer sofort erkennen. Gerade in Zeiten des Leidens, in denen das Jammern nicht mehr hilft, wird dieser Glaube herausgefordert. Doch genau hier, in der Tiefe unserer Seele, kann Gottes Verheißung eine neue Kraft schenken: „Glaube aber ist: Grundlage dessen, was man erhofft, ein Zutagetreten von Tatsachen, die man nicht sieht“ (Hebr 11,1).

Der Glaube fordert uns auf, das Unsichtbare zu sehen und auf das Verborgene zu vertrauen. Besonders in den Momenten, in denen alles grau erscheint, kann der Glaube wie ein Anker sein, der uns an der Hoffnung festhält. Es ist ein Glauben, der auf Gottes Wort gegründet ist, auf die Zusage Jesu: „ich bin mit euch alle Tage bis zum Ende der Welt“ (Mt 28,20). Das bedeutet Hoffnung, dass keine Dunkelheit zu groß ist, keine Not zu schwer, wenn wir auf den Blick des Glaubens setzen, der nie irrt.

Warum sollten wir trotz aller Widrigkeiten glauben? Weil Gott die letztgültige Wirklichkeit ist. Er hält unsere Welt und unser Leben in seiner Hand. Der Glaube ist kein Wunschdenken, sondern das sichere Wissen, dass Gottes Liebe und sein Plan noch immer mit uns sind — auch, wenn wir es nicht sehen und das Jammern keine Antwort zu bringen scheint. Der Glaube verwandelt unser Klagen in ein Vertrauen, dass Gottes Licht auch durch die finsterste Nacht leuchtet.

Hoffnung: Hoffnung ist die lebendige Erwartung, dass sich Gottes Zusagen erfüllen. Jesus Christus bringt uns diese Hoffnung in die Welt. Wir Katholiken begehen gerade ein Heiliges Jahr, das unter dem Leitwort „Pilger der Hoffnung“ steht. Dieses Heilige Jahr lädt uns ein zu entdecken, dass das Licht aus der Dunkelheit hervorbricht. Die Hoffnung ist keine bloße Wunschvorstellung, sondern eine feste Zuversicht, die auf Gottes Verheißungen basiert.

In der Bibel wird Hoffnung häufig in Verbindung mit der Zukunft und der Gewissheit, dass Gottes Plan sich erfüllt, beschrieben. Auch an dieser Stelle sei der Apostel Paulus nochmals zitiert, wenn es heißt: „Der Gott der

Hoffnung aber erfülle euch mit aller Freude und mit allem Frieden im Glauben, damit ihr reich werdet an Hoffnung in der Kraft des Heiligen Geistes“ (Röm 15,13). Das Jahr der Hoffnung lädt uns also ein, unseren Blick auf das zu richten, was Gott noch tun wird. Es ist eine Einladung, die Hoffnung wieder neu zu entdecken, selbst wenn der Weg dunkel erscheint.

Hoffnung ist mehr als ein Wunsch, die Hoffnung ist nach meiner Erfahrung auch eine Lebenskraft. Die Hoffnung trägt uns durch trübe Zeiten, gibt uns Mut und verleiht unserem Glauben eine lebendige Dynamik. Das Jahr der Hoffnung soll uns daran erinnern, dass Gott selbst Licht in die Dunkelheit bringt.

Im ersten Petrusbrief heißt es: „Gepriesen sei der Gott und Vater unseres Herrn Jesus Christus: Er hat uns in seinem großen Erbarmen neu gezeugt zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten“ (1 Petr 1,3). Diese Auferstehung ist der Grundstein unserer Hoffnung. Sie bestätigt, dass Gott alles neu machen kann, sogar den Tod. Und in diesem Blick auf das Jahr der Hoffnung werden wir erinnert: Auch wenn wir momentan in der Dunkelheit stehen, ist das Licht Gottes schon am Horizont sichtbar, auch wenn wir es noch nicht vollständig erkennen.

Die Hoffnung lässt uns weitergehen, auch wenn alles um uns herum zerbricht. Sie ist das Versprechen, dass Gottes Liebe und sein Heil alle Dunkelheit überwinden. Hoffnung ist kein passives Verharren, sondern das aktive Gedenken an Gottes Verheißungen: „Denn ich, ich kenne die Gedanken, die ich für euch denke – Spruch des HERRN –, Gedanken des Heils und nicht des Unheils; denn ich will euch eine Zukunft und eine Hoffnung geben“ (Jer 29,11).

Inmitten des Jammerns und der Verzweiflung bringt die Hoffnung eine Perspektive der Zuversicht. Die Hoffnung kann unsere Sichtweise verändern: Sie erlaubt uns, auch in der Dunkelheit auf das Licht zu blicken, das am Horizont erscheint. Sie gibt uns die Kraft, die Situation anzunehmen, und den Mut, auf Gottes Verheißung zu vertrauen.

Liebe: Der Kern unseres Glaubens, unserer Hoffnung und unseres eigentlichen Lebens ist die Liebe. Als Leitmotiv meiner Priesterberufung habe ich mir folgenden Vers aus dem ersten Johannesbrief erwählt, wo es heißt „Gott ist die Liebe“ (1 Joh 4,16). Dieser Vers ist für mich mehr als eine schön formulierte Wahrheit; es ist die Grundlage unseres Verständnisses

von allem. Liebe ist das, was uns in unserer Zerbrechlichkeit und in der Tiefe unseres Herzens berührt und trägt.

Wenn das Jammern nicht mehr hilft, sind es oft die Momente, in denen wir spüren, dass wir trotz allem nicht allein sind. Die Liebe Gottes ist keine abstrakte Idee, sondern eine lebendige Kraft, die uns umgibt und erfüllt. Sie ist das Fundament, auf dem wir unseren Glauben leben und unsere Hoffnung setzen. Die Liebe Gottes zeigt sich konkret in Jesus Christus, in seinem Tod und seiner Auferstehung, und in der Gegenwart des Heiligen Geistes, der in uns wohnt.

Unser Gott ist Liebe. Im ersten Johannesbrief heißt es weiter: „... und wer in der Liebe bleibt, bleibt in Gott und Gott bleibt in ihm.“ (1 Joh 4,16). Diese tiefe Wahrheit kann uns ordentlich herausfordern, denn Liebe ist kein Gefühl, das vergeht, sondern eine Lebenseinstellung, die sich in Taten zeigt. Liebende Menschen tragen die Liebe Gottes in sich, und diese Liebe kann sogar den Hass, den Zweifel und die Resignation überwinden.

In Situationen, in denen alles gegen uns zu laufen scheint, bleibt die Liebe eine Quelle der Hoffnung und des Trostes. Sie besitzt die Kraft, das zu zerbrechen, was zerstörerisch sein will, und spendet Licht, auch in den dunkelsten Stunden. Die Liebe Gottes ist grenzenlos, unvergänglich und ein fundamentales Merkmal seines Wesens. Diese Liebe ist es, die uns aufrichtet, die uns sowohl in unserem Schmerz als auch in unserer Freude trägt.

Was bedeutet das nun für unser Handeln? Wenn wir in der Liebe Gottes verwurzelt sind, können wir auch in schwierigen Zeiten lieben, ohne Erwartungen und ohne Bedingungen. Diese Liebe ist das Fundament, wenn das Jammern nicht mehr hilft. Sie schafft Raum für Vergebung, für Neuanfang und für das Miteinander. In der Liebe liegt die Kraft, Barrieren abzubauen, Brücken zu bauen und Hoffnung weiterzugeben.

Pater Josef (Michael) Beer OSB (Geboren 14. September 1986)

Primizspruch: „Gott ist die Liebe“ (1 Joh 4,16)

1993–1997 Volksschule Eisbach-Rein

1997–2001 Informatikhauptschule Gratwein

2001–2004 Landwirtschaftliche Fach- und Handelsschule Grottenhof-Hardt

2005–2006 Zivildienst, Altenpflegeheim Adriach

2006–2013 Sachbearbeiter Rechnungswesen, Maschinenring Service Steiermark

2008–2010 Berufsreifeprüfung, HAK Grazbachgasse

2012–2013 Pfarrgemeinderatsmitglied Pfarre Rein

Stationen als Mönch, Diakon und Priester

8. September 2013 Postulatsbeginn, Benediktinerabtei Seckau

21. März 2014 Einkleidung & Noviziatsbeginn

8. September 2015 Zeitliche Profess in der Abtei Seckau

16. September 2018 Ewige Profess in der Abtei Seckau

1. Oktober 2018 Beginn Theologiestudium Hochschule Heiligenkreuz

8. September 2023 Übertragung der Profess auf das Stift Admont

29. September 2024 Diakonweihe im Stift Admont

18. Mai 2025 Priesterweihe im Stift Admont

25. Mai 2025 Heimatprimiz in der Stiftsbasilika zu Rein

seit 1. Juni 2025 Kaplan in den Pfarren Frauenberg, Hall, Weng, Johnsbach, St. Gallen, Altenmarkt, Unterlausa, Landl, Gams, Palfau und Wildalpen

Wenn das Jammern nicht mehr hilft ...

Dr. Marta Riedl-Jop

Was lässt mich glauben?

Was gibt mir Hoffnung?

Was lässt mich lieben?

Das Erste, was mir bei dem Titel in den Sinn kam, war: Hilft Jammern wirklich? Hat es jemals geholfen? Ist es nicht so, dass der Kummer immer größer wird, je mehr man jammert? Denn das Jammern oder Selbstmitleid lässt einen immer mehr um sich kreisen, um sein „Problem“, die erlittene



Ungerechtigkeit, das eigene Versagen, die eigene Schuld. Ob es sich dabei um ein tatsächliches oder nur gefühltes Problem handelt, macht keinen Unterschied. Es gibt nur mehr diese eine Sache und sie beherrscht alles. Alle Gedanken und Handlungen drehen sich um sie. Die Umgebung, die Mitmenschen werden nicht mehr wahrgenommen und wenn doch, dann heißt es schnell: Ja schon, aber ..., du hast ja keine Ahnung ..., du hast leicht reden ..., ich würde ja gern, aber ...

Es ist eine Spirale nach unten, die einem langsam, aber sicher den Boden unter den Füßen wegzieht, bis man ganz allein ist und sich armselig, verloren und benachteiligt vorkommt. Aus diesem „Loch“, dem Kreisen um sich selbst, kann man sich selbst nicht mehr befreien.

Ja, wenn das Jammern nicht hilft, was hilft dann? Kann einem da der Glaube helfen?

Im Sprichwort „Ja, da kann nur mehr Gott helfen“ klingt da nicht eine gewisse Resignation mit? – „Es ist ja eh schon alles verloren, da kann man nichts mehr machen“ – oder klingt da bereits der Glaube, das Vertrauen in Gottes Hilfe an? Ihm traue ich auch das Unmögliche zu. Ich meine, das hängt davon ab, welches Gottesbild ich in mir trage, wer meine Vorbilder sind und welche Erfahrungen ich gemacht habe.

Ist mein Gott ein „Richter“, der hoch oben im Himmel thront, mich beobachtet und alles in ein Buch verzeichnet, was ich (Gutes oder Schlechtes) tue und am Ende sein Urteil fällt – ein so von mir gedachter Gott wird mir nicht helfen wollen. Da ich für alle meine Handlungen Rechenschaft ablegen muss, versuche ich ihn mit dem Befolgen von Gesetzen, mit Opfern und mit Gebeten gütig zu stimmen. In der Not wage ich nicht, ihn um Hilfe zu bitten, sondern vertraue zuerst auf meine Kraft und lebe mehr oder weniger nach der Redensart „Hilf dir selbst – so hilft dir Gott“. Ja, so ein Gott hat keine Kraft, zu dem habe ich kein Vertrauen, keine Beziehung, dieser Gott ist tot.

Glaube ich vor allem an einen „wundertätigen Gott“, dann mache ich ein Gelübde oder verspreche ihm z. B. eine bestimmte Summe für ein Hilfsprojekt, eine gewisse Anzahl an Gebeten, eine Pilgerreise etc., dann brauche ich mich nicht selbst anzustrengen, er muss mich (wohl oder übel) aus

meiner misslichen Lage befreien. Wenn dann das von mir erhoffte „Wunder“ ausbleibt oder nicht so eintritt, wie ich es mir erwarte, bin ich maßlos enttäuscht und klage ihn an: „Warum hilfst du mir nicht? Was willst du noch? Ich habe dir ja eh schon alles versprochen. Ich flehe dich an, erfüll mir meine Bitte! Jetzt hilf mir endlich! ...“

Unter diesen Voraussetzungen kann er, selbst wenn er wollte, mir nicht helfen. Denn Gott ist nicht bestechlich oder erpressbar, seine Hilfe ist nicht käuflich. Wunder kann man nicht erzwingen. Wunder geschehen, wenn es Gott für nötig erachtet, damit ich im Vertrauen und Glauben wachse.

Glaube ich jedoch an einen Gott der Liebe, der – weil ich ihm nicht gleichgültig bin – auf die Welt gekommen und Mensch geworden ist, der meine Not wahrnimmt und der sich danach sehnt – wie Jesus in unzähligen Beispielen in der Bibel – mir zu begegnen und seine unendliche Liebe zu zeigen, mich zu erlösen, an den kann ich mich vertrauensvoll wenden, er wird mir helfen. Vielleicht anders als erwartet, aber er wird es tun.

Ich bin zutiefst überzeugt, dass einem aus dem oben beschriebenen „Kreisen um sich selbst“ nur Gott retten kann.

Nur ein mich liebender Gott ist bereit, zu mir in dieses „Loch“ zu steigen und etwas von meiner Last auf sich zu nehmen. Er macht keine Vorwürfe, verurteilt nicht, sondern sieht mich mit unendlicher Liebe an und verbindet mit großer Achtung vor meinem Schmerz die Wunden. Er leidet mit mir, er teilt meinen Schmerz. Indem er mir zeigt, wie wichtig ich ihm bin, was er bereit ist, alles auf sich zu nehmen und zu erdulden, um mir dadurch seine grenzenlose Liebe begreifbar und erfahrbar zu machen, weitet er meinen Blick, sprengt ganz vorsichtig meine Grenzen und richtet mich auf. Dieses Sich-angenommen-, Sich-geliebt-Wissen nimmt mir Angst, mich in meiner Verletzlichkeit und Hilfsbedürftigkeit zu zeigen, und vertieft die Beziehung. Es lässt das Vertrauen wachsen und weckt den Wunsch, diese Liebe zu erwidern und sie immer mehr zu leben. Je mehr, je tiefer ich diese Liebe erfahre, desto bewusster wird mir, dass ich sie nicht machen oder einfordern kann und dass ich sie mir nicht verdienen muss. Sie ist ein Geschenk und absolut gratis. Ich brauche sie nur anzunehmen.

Jedoch besitzt man diese Liebe, dieses Vertrauen, den Glauben nicht wie ein Buch oder eine volle Geldtasche, sondern man muss immer wieder um sie ringen, um sie bitten. Denn der christliche Glaube ist eine Beziehungsreligion und keine Einbahnstraße, in der Gott befiehlt und der Mensch gehorcht bzw. der Mensch bittet und Gott erfüllt. Unser Glaube lebt von der gegenseitigen Zuwendung in einem lebendigen Gespräch, welches wir im Umgang mit Gott als Gebet bezeichnen. Das heißt, der Glaube lebt von sprechen, zuhören, verstehen, erkennen und handeln. Um diese Beziehung muss man sich – wie in jeder Freundschaft, Ehe, Familie und Ordensgemeinschaft – immer wieder von Neuem bemühen, in diese muss man Zeit investieren, damit sie nicht erkaltet, sondern im gegenseitigen Verständnis, in der Achtung und in der Liebe wachsen kann.

Es tut gut, den christlichen Weg nicht allein gehen zu müssen, sondern Menschen zu haben, die einen begleiten, mit denen man über die Schwierigkeiten sprechen kann. Es tut gut, Vorbilder zu haben, an denen man sich orientieren kann, und es tut gut, zu wissen, dass auch die Heiligen und sogar die Apostel, die mit Jesus unterwegs waren, mit Glaubensschwierigkeiten zu kämpfen hatten. Dafür finden wir in der Bibel unzählige Beispiele.

Ich denke an Petrus, der beim Gang auf dem Wasser unterzugehen droht, als ihm die Unmöglichkeit dessen, was er tut, bewusst wird, und dem Jesus sofort die Hand reicht, als er ihn um Hilfe bittet und ihn so vor dem Ertrinken rettet.

Ich denke an den Vater des epileptischen Sohnes, der zweifelt, ob ihm Jesus helfen kann, nachdem seine Jünger versagt haben und der auf die Aussage Jesu „Alles vermag der, der glaubt“ bekennt und bittet: „Ich glaube, hilf meinem Unglauben.“

Ich bewundere Thomas, der seine Zweifel zulässt und diese vor den anderen laut auszusprechen wagt. Damit gibt er Jesus die Möglichkeit, darauf zu reagieren. Da Jesus sein aufrichtiges Ringen um seinen Glauben sieht, erscheint er ihm und fordert ihn auf, ihn anzufassen, ihn zu begreifen, bis er voll Vertrauen sagen kann: „Mein Herr und mein Gott“ und so letztlich seinen Glauben bezeugt.

Ich denke an Petrus, der nach der Gefangennahme Jesu versucht, diesem nachzufolgen und dabei vor allem auf seine eigenen Kräfte baut. Da diese nicht ausreichen, verleugnet er ihn, was ihn letztendlich in eine tiefe Krise stürzen lässt. Und wie ihn Jesus aus dieser Situation rettet, indem er seinen Blick erwidert. Dieser Blick lässt Petrus erfahren, dass er trotz seines Verrates unendlich geliebt wird und dass ihm seine Schuld vergeben ist. Sein Versagen schmälert nicht die Liebe Gottes zu ihm, die Erfahrung der Vergebung lässt jedoch seine Liebe, sein Vertrauen in Gott wachsen. Deshalb kann er später zu seinem Verrat stehen und wird dadurch fähig, andere zu ermutigen, sich von den eigenen Schwächen und Fehlern nicht lähmen zu lassen.

Ich blicke auf Jesus und die mit ihm gekreuzigten Verbrecher, die im letzten Augenblick noch entscheiden konnten, ob sie aus ihrer Passivität und Opferrolle ausbrechen und das Leben wählen. In der Antwort Jesu: „Amen, ich sage dir: Heute noch wirst du mit mir im Paradies sein“ auf die Bitte eines Verbrechers: „Jesus, denk an mich, wenn du in dein Reich kommst!“ wird die erlösende und barmherzige Liebe Gottes zu uns Menschen besonders deutlich.

All diese Beispiele lassen mich hoffen, dass auch meine Fragen, meine Zweifel, meine Ängste nicht ins Leere gehen, sondern eine Antwort finden.

Die Erfahrungen der Apostel, lassen mich wachsen im Vertrauen, dass Gott auch mich mit meinen Schwierigkeiten ernst nimmt und mir meine Fehler vergibt. Die Vergebung macht mich fähig, meine Schwächen und Fehler anzunehmen, zu ihnen zu stehen und so können sie zu einer Kraftquelle für mich und andere werden.

Daraus ergibt sich für mich, dass es besser ist, Gott voller Vertrauen um Hilfe zu bitten, als zu jammern. Denn er hat ein wirkliches Interesse daran, mir zu helfen – bis zum letzten Atemzug meines Lebens. Sein mir voll Liebe zugewandter Blick gibt mir den Mut und die Kraft, trotz all meiner Zweifel weiterzugehen und so in der Liebe zu ihm und den Menschen zu wachsen.

Glaube, Hoffnung und Liebe sind nicht machbar, sondern sie sind Geschenke Gottes. Diese sogenannten Gnadengaben besitze ich nicht,

sondern um sie soll ich immer wieder bitten, um sie muss ich mich mühen, muss und darf sie annehmen.

Dr. Marta Riedl-Jop

Ärztin für Allgemeinmedizin, Trauerbegleiterin, Wortgottesfeier-Leiterin
Ehrenamtlich bei der Rollenden Ambulanz der Caritas Graz tätig
Seit 2008 Stationsärztin im LKH-Enzenbach

Naturwissenschaft und Religion – eine Annäherung

Dieter Kurz

Während im 19. Jahrhundert Naturwissenschaftler sich aufgrund des dominanten materialistischen Weltbildes in der Regel als Agnostiker oder Atheisten bekannten, hat sich das Verhältnis von Wissenschaft und Religion im 20. Jahrhundert infolge der Erkenntnisse der Atom- und Quantenphysik grundlegend gewandelt, wenn man die Äußerungen der „Väter“ der modernen Physik zu diesem Thema kennt.

Josef Fink, der leider früh verstorbene steirische Künstlerseelsorger, hat sich mit diesem Wandel des Weltbildes intensiv auseinandergesetzt. Die folgenden Zitate von Albert Einstein und Max Planck entnehme ich seinem Buch *Gott ist jung*, Weishaupt Verlag, 1999

Albert Einstein: „Das kosmische Erlebnis der Religion ist das stärkste und edelste Motiv naturwissenschaftlicher Forschung ... Das tiefste und erhabenste Gefühl, dessen wir fähig sind, ist das Erlebnis des Mystischen. Aus ihm allein kommt wahre Wissenschaft. Wem dieses Gefühl fremd ist, wer sich nicht mehr wundern und in Ehrfurcht verlieren kann, der ist seelisch bereits tot. Das Wissen darum, dass das Unerforschliche wirklich existiert und dass es sich als höchste Wahrheit und strahlendste Schönheit

offenbart, von denen wir nur eine dunkle Ahnung haben können – dieses Wissen und die Ahnung sind der Kern aller wahren Religiosität ... Meine Religion besteht in der demütigen Anbetung eines unendlichen geistigen Wesens höherer Natur, das sich selbst in kleinen Einzelheiten kundgibt, die wir mit unseren schwachen und unzulänglichen Sinnen wahrnehmen können. Diese tiefe gefühlmäßige Überzeugung von der Existenz einer höheren Denkkraft, die sich im unerforschlichen Weltall manifestiert, bildet den Inhalt meiner Gottesvorstellung ...“

Max Planck, Begründer der Atomwissenschaft: „Als Physiker, also als Mann, der für ein ganzes Leben der nüchternen Erforschung der Materie dient, bin ich sicher von dem Verdacht frei, für einen Schwarmgeist gehalten zu werden. Und so sage ich nach meinen Erforschungen des Atoms Folgendes: Es gibt keine Materie an sich! Alle Materie entsteht und besteht nur durch eine Kraft, welche die Atomteilchen in Schwingung bringt und sie zu dem winzigsten Sonnensystem des Atoms zusammenhält. Da es im ganzen Weltall aber weder eine intelligente noch eine ewige (abstrakte) Kraft gibt – es ist der Menschheit nie gelungen, das heiß ersehnte Perpetuum mobile zu erfinden –, so müssen wir hinter dieser Kraft bewussten intelligenten Geist annehmen.“

Dieser Geist ist der Urgrund aller Materie. Nicht die sichtbare, aber vergängliche Materie ist das Reale, Wahre, Wirkliche, sondern der unsichtbare, unsterbliche Geist ist das Wahre. Da es aber Geist an sich nicht geben kann und jeder Geist einem Wesen zugehört, so müssen wir zwingend Geistwesen annehmen. Da aber auch Geistwesen nicht aus sich selbst sein können, sondern geschaffen sein müssen, so scheue ich mich nicht, diesen geheimnisvollen Schöpfer ebenso zu nennen, wie ihn alle Kulturvölker der Erde früherer Jahrtausende genannt haben: Gott!“

Leider hat sich dieser Bewusstseinswandel im Weltbild unserer säkularen Gesellschaft noch nicht durchgesetzt, aber die Anfänge zu einem grundlegenden Wandel sind erfolgt, sodass wir hoffen dürfen, dass eine weniger oberflächliche, konsumorientierte und lebensfreundlichere Wirtschafts- und Gesellschaftsform möglich und im Entstehen ist.



Als neues Mitglied begrüßen wir

Maria Marchl, Graz

Wir trauern um

Erika Bachmann, Leoben
Sr. OSR Buchler Immakulata, Graz
Kons. Rat Josef Fink, Bad Gleichenberg
VOL Ingrid Hois, Eibiswald
Prof. Mag. Gerhard Jokesch, Graz
Theresia Mayer, Graz
Heide Reischer, Graz

Nachrufe

Erinnerung an Helga Wasicky

Ursula Pietsch-Lindt

Feldbach am Ende der 50er und Beginn der 60er Jahre des 20. Jahrhunderts.

Mit hochgestelltem Mantelkragen fährt eine junge, schlanke, hochgewachsene Frau mit dem Fahrrad in hohem Tempo durch die Kleinstadt. Eilig hat sie es: Unterricht an der (Mädchen-)Hauptschule, parallel dazu das Studium der Psychologie an der KF Universität in Graz an der Phil.Fak. bei Prof. Weinhandl und Prof. Fischl, dazu das Haus und der verwitwete Vater. Und dann ist da noch der Kreis Neuland, der frischen Wind in traditionelle Vorstellungen der katholischen Kirche bringen will. Auch zu deren Treffen in Graz will sie hin, zusammen mit ihrer Freundin Friedel. Für sonstige Betätigungen oder andere Beziehungen bleibt da keine Zeit; auch für Feiern und Genuss ist wenig Zeit und Interesse vorhanden. Essen muss frau ja nicht viel! Die älteren katholischen Frauen schütteln so manches Mal den Kopf über diese junge, ihnen im Lebensstil fremd erscheinende Frau.

In dieser Zeit war ich Schülerin der 1. Klasse Hauptschule und Helga Hausmann mein Klassenvorstand. Mathematik hat sie unterrichtet, Deutsch, vielleicht auch Geschichte in jedem Fall aber Sport. Sie konnte gut erklären, lebhaft und anschaulich uns neue Wissensgebiete erschließen. In Mathematik, das schon damals nicht zu meinen Stärken zählte, hat sie mir Schlampigkeit attestiert. Ja, sie war kritisch und konnte auch sehr streng sein; Da half auch nicht, dass unsere Väter Fach-Kollegen waren: Helgas Vater war der Amtsinhaber ‚Hauptschuldirektor‘ vor meinem Vater. Ihrer beider gegenseitige Wertschätzung, durch gemeinsames Interesse an deutscher Sprache gegründet, war in der Nachkriegszeit nicht einfach zu bekunden – unterschiedliche Erfahrungen aus Nazi-Zeit und Kriegsjahren hatten ihre Auswirkungen auf Beziehungen in vielerlei Hinsicht.

Helgas Mutter war in den 50er Jahren gestorben. Ich erinnere mich an eine sehr hübsche, dunkelhaarige und überaus freundlich sanfte Frau, die in ihrem Garten – gegenüber dem Haus, der sogenannten ‚Hausmann-Villa‘ wunderbare Erdbeeren kultivierte.

Und dann war meine Hauptschulzeit zu Ende. Mein Umzug nach Graz stand an und damit auch das Verlassen der ländlichen Geborgenheit. Im Alter von ungefähr 17, 18 Jahren besuchte ich Helga in Feldbach. Sie hatte mich eingeladen. Wir saßen in der gemütlichen Veranda. Auf dem Tisch lag ein Schachtel Zigaretten der Marke Smart. Helga erzählte mir von Albert Camus und schenkte mir zum Abschied die Taschenbuchausgabe von Camus, Der Fall. Ein unvergessliches Lektüreerlebnis., Ich besitze das Büchlein noch heute.

Viele Jahre lang erfuhr ich von meiner Mutter von den Veränderungen in Helgas Leben. Vor allem die Heirat mit dem evangelischen Pastor aus Feldbach beeindruckte mich. Noch mehr aber, dass Helga mit Richard eine Familie wurde: Helga und (Klein-)Kinder – das konnte ich mir damals so gar nicht vorstellen. Keiner meiner Besuche in Graz verging, ohne dass mir die Mutter ihre Briefe vorlas und ich sie lesen durfte – ihre Handschrift, künstlerisch großzügig bis unleserlich, bot immer wieder Grund des Verwunders. Und so erfuhr ich im Lauf der Jahre von der schwierigen Situation, als Mutter von Kleinkindern sich in der Großstadt Wien eine angemessene berufliche Stellung zu schaffen. Ich hörte von der großen musikalischen Begabung der Tochter Ruth. Ja und Ruth habe ich schließlich persönlich kennengelernt: Auf der Querflöte spielte sie mir und meinem kleinen Sohn vor.

Dieser Besuch von mir, ein Zwischenstopp auf der langen Reise von Köln nach Fürstenfeld im Jahr 1984 war der Anfang vom Wiederaufleben eines intensiveren Kontakts. Helga berichtete nunmehr auch mir schriftlich von den Aktivitäten mit den Senioren. Das war für mich besonders interessant, weil ich mittlerweile selbst im Bereich der Seniorenbildung an der Universität zu Köln tätig war. Einmal war ich in Wien sogar in ihrer Gruppe und war wieder einmal mehr beeindruckt von ihrer Kreativität, mit der sie in diesem für sie doch neuen Umfeld neue Ideen einbrachte. Zu einer Zeit, als

noch wenig über den Umgang mit alters-degenerativen Erkrankungen bekannt war, stellte sie mit den Frauen ihrer Gruppe Puppen her, die dann in Dialog miteinander traten. Das war für mich ein Flashback: Schließlich hatte Helga mit ihren Schulfreundinnen aus der Hauptschulzeit bei uns im Flur der elterlichen Wohnung Wolfgang und mir großartiges Kasperltheater geboten. Ihre Begeisterung fürs Kasperltheater ist ihr meines Wissens bis zuletzt geblieben

Diese Aufführungen mit den Handpuppen wurden eventuell von meinem, unserem Vater angeregt. Auch zu meinem Vater hatte Helga eine gute Beziehung. Sie wurde besonders evident nach dem Tod unserer Mutter, als sich unser Vater mit Joseph Graf Brigido, in der josephinischen Zeit galizischer Gouverneur in Lemberg, intensiv zu beschäftigen begann.

Ob Helgas Leidenschaft für die ukrainische Geschichte, der sie dann in so vielen Jahren gefolgt ist mit ihren abenteuerlichen Reisen dorthin, durch meinen Vater ihre ersten Impulse erhielt – vielleicht.

Helga war in vieler Hinsicht ein role-model für mich. Eine intellektuelle Frau, eine berufstätige und liebevolle Mutter und Großmutter, eine Konvertitin, eine Sportlerin (wir waren zusammen sogar 1–2 mal im Floridsdorfer Hallenbad), flexibel und innovativ in ihren Berufsfeldern, eine Frau mit so geschickten Händen, die so vieles herstellen konnte. In den 90er Jahren erlebte ich Helga dann als sehr bodenständige Gastgeberin, mit Wiener Schnitzel zum sonntäglichen Mittagessen, mit einer überraschenden Begeisterung für Fußball und sonstige sehr alltägliche Tätigkeiten.

Ihre Strenge schien mir gewichen; auch wenn sie nach wie vor gut darin war, überraschende Aktionen zu starten. Schwierig war es, sie mit einer Gabe zu bedenken. Geschenke lehnte sie kategorisch ab. Ihre Geradlinigkeit kannte keine Scheu – auch nicht im politischen Urteil. Manchmal meinte ich eine Härte zu spüren, die sich jedes Jammern und Wehklagen verbat. Unsere Gespräche über Kriegskinder und deren mögliche Traumata endeten zumeist mit einer Absage an solche Wehleidigkeit und ihrer persönlichen Erinnerung an eine aufregende, aber keine schreckliche (Nachkriegs-)Zeit.

Immer wieder berührt war ich von den Begegnungen mit Helga und ihrer Partnerschaft zu und mit Richard: Ihre stetige Wertschätzung in der Beziehung zu Richard war für mich oft vorbildlich – nebenbei lernte ich auf diese Weise den Philosophen Hermann Schmitz kennen, als dieser im Kölner Uni-Denkbetrieb noch längst nicht angekommen war. Auf einer der Reisen zu einem Kongress mit Hermann Schmitz hat uns Richard sogar in Köln besucht. Das haben Sigi und ich in guter Erinnerung. Ja, wie schade, dass Helga nie hier war. Wie schade, dass wir doch nicht nach Wien gezogen sind, um (auch) näher an ihr und ihrer Familie dran zu sein.

Wie schade – aber es überwiegt bei weitem der Reichtum der vielen Impulse, die sie mir vermittelt hat, Danke, liebe HELGA!

PS: Dr. Wolfgang J. Pietsch

Meine Schwester, Frau Dr. Ursula Pietsch-Lindt wurde 1949 In Feldbach geboren. Besuch des damals 5-Jährigen Musisch-Pädagogischen ORG am Grazer Hasnerplatz. Nach der Matura Studien an der Grazer Pädagogischen Akademie in Eggenberg. 1965 Teilnahme an der Spanien-Marokko-Fahrt,

1968 an der Nordlandfahrt der KLE. Anfang der 1970er Jahre Übersiedlung nach München, schließlich nach Köln, wo sie ihr Studium fortsetzte und mit der Dissertation an der Universität Siegen abschloss: Tod und Sterben alter Eltern. Die Verwaisung Erwachsener als ambivalente Erfahrung in narrativen literarischen Rekonstruktionen, Opladen 2021.

Gründung einer Familie in Köln, wo sie bis zu ihrem Ruhestand an der Uni das Seniorenstudium und die Kinderuniversität betreute. Lebt in Bergisch Gladbach bei Köln.

Nachruf für Mutti Frau VOL Ingrid Hois

Eva Buchreit

„Eva, hast wohl eine Strumpfhose an?“

Diesen Satz habe ich nicht nur ständig in meiner Kindheit, sondern auch noch in den letzten Jahren immer wieder gehört.

Es gibt eigentlich keine Worte dafür, wie groß Muttis/Omas Herz war. Ich denke an die vielen, vielen Stunden und Tage, an denen sie mit Opa meine kranken Kinder betreut hat. Ich denke an die Zeiten nach den Geburten meiner fünf Kinder, in denen sie mich und uns liebevollst betreut und umsorgt hat. Ich denke an Situationen, in denen ich richtig Mist gebaut habe. Du, Mutti, hast mich nie verurteilt oder im Stich gelassen. Sogar da warst du für mich da, hast mich nicht verurteilt, mir den Rücken gestärkt.

Wie viele Stunden haben wir jeden Tag telefoniert – du hast mir immer Mut, Kraft und Vertrauen gegeben, auch dann, wenn es dir selbst nicht so gut gegangen ist.

Oft haben wir über das Sterben, den Tod, den Himmel gesprochen. Nun weißt du, wie es dort aussieht!

Ich habe bei dir einen Spruch gefunden: „Wir leben nicht von der Liebe, die wir erhalten, sondern von der Liebe, die wir geben.“ Das trifft zu 100 Prozent auf dich zu.

Ich freue mich, dass du nun am Ziel angekommen und glücklich bist, Mutti! Ich verspreche dir, für Papa da zu sein und ihn so viel zu unterstützen, wie es mir möglich ist – gemeinsam mit meinen großartigen Kindern (DANKE für eure Hilfe!!!) und Brüdern.

Irgendwann werden wir uns wiedersehen. Darauf freue ich mich!

DANKE für ALLES, liebe Mutti! Ich hab dich sehr, sehr lieb!

(Dieser Nachruf von Frau Eva Buchreit ist ein Auszug aus dem Danke aller Kinder für die liebevolle Führung ihrer Mutter, Frau Ingrid Hois).



Gedanken zum Besinnungsnachmittag

mit Mag. Alfred Jokesch im Pfarrzentrum Kalvarienberg Graz

am 6. April 2025 über Ausschnitte aus dem Film „Maria Magdalena“
(2018) von Garth Davis

Michaela Kapfer-Buchberger



Am Passionssonntag des Jahres trafen einander Mitglieder der KLE zur Fasteneinkehr mit dem bekannten Priester und *Sonntagsblatt*-Autor Mag. Alfred Jokesch, um über eine zentrale Gestalt der Verkündigung, Maria von Magdala, zu hören und nachzudenken. Alfred Jokesch stellte dabei zwei längere Ausschnitte aus dem im Titel angeführten Film vor und sprach anschließend ausführlich über dessen besondere Merkmale und Momente.

Gerade Ostern ist ein Abschnitt im Kirchenjahr, der einen Anlass bietet, über die Rolle der Frau in der Gesellschaft im Allgemeinen und in der Kirche im Besonderen nachzudenken. Die Osterberichte der vier Evangelisten geben einen

Einblick in die unterschiedliche Anteilnahme der Frauen im Zuge des Leidens und der Auferstehung Jesu.

Maria Magdalena ist eine biblische Gestalt in allen vier Evangelien, in verschiedener Weise und Ausführlichkeit dargestellt. Die Aufzeichnung oder Weitergabe der Evangelien stammt bekanntlich größtenteils vom Ende des 1. Jahrhunderts bzw. aus dem ersten Drittel des 2. Jahrhunderts. Die historische Quellenlage über das Leben und Auftreten Jesu ist dürftig. Dennoch ist die Gestalt Magdalenas historisch gesichert. Sie stammte aus dem Ort Magdala und war ein Mitglied in der Jüngerschaft Jesu. Sie hatte eine Leitungsposition inne, da sie immer als Erste unter den Frauen genannt wurde. Nach den biblischen Osterberichten folgte sie Jesus nach Jerusalem, war bei der Kreuzigung dabei und begegnete dem Auferstandenen am Grab. Am ausführlichsten beschreibt Letzteres das Johannesevangelium (Joh 20, 1–31). Magdalena, Maria von Magdala, kam am ersten Tag der Woche zu Jesu Grab und sah, dass dieses leer war. Sie holte zwei Jünger, die nach einem Blick in das leere Grab wieder nach Hause zurückkehrten. Maria weinte. Als sie sich umdrehte, stand Jesus vor ihr. Sie erkannte ihn nicht und glaubte, es sei der Gärtner. Als er sie mit ihrem Namen ansprach, erkannte sie ihren Meister. Dieser sagte: „Halte mich nicht fest; denn ich bin noch nicht zu meinem Vater hinaufgegangen. Geh aber zu meinen Brüdern und sag ihnen: Ich gehe hinauf zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gott und zu eurem Gott. Maria von Magdala ging zu den Jüngern und verkündete ihnen: Ich habe den Herrn gesehen. Und sie richtete aus, was er ihr gesagt hatte.“ Dieser Auftrag machte sie nach dem Johannesevangelium zur Apostelin der Apostel, zur APOSTOLA APOSTOLORUM, deren Fest wir am 22. Juli feiern.

Alfred Jokesch reihte den in der Überschrift angeführten Film aufgrund seiner Wirkung durch die Bildsprache und der Sichtweisen der Maria von Magdala in feministische Ansätze medialer Darstellungen ein. Maria von Magdala ist der Mensch, dem Jesus als Erstem nach der Auferstehung begegnet ist. Durch den Auftrag Jesu an sie wurde ihre Rolle als wichtige Führungskraft im Prozess der Verbreitung seiner Lehren unterstrichen. Damit war sie Petrus gleichgestellt und eng mit der Jesusbewegung nach

Ostern verbunden. Ganz von der Wirklichkeit der Auferstehung erfasst, trat Maria von Magdala die Nachfolge Jesu an und wollte ihre Gewissheit mit den Jüngern teilen. Damit ist ihr Einsatz eine Ermutigung für Frauen und alle Menschen, den Glauben weiterzugeben.

Alfred Jokesch ging in seinen Ausführungen auch auf den historischen Standort Magdalenas im Rahmen der Verkündigung der Frohen Botschaft Christi ein. Bis ins frühe Mittelalter wurde sie in den Bildern als Asketin, Bekehrte und Büsserin dargestellt. Später finden wir sie als Verführerin und Sünderin. Das Denken der Gläubigen wurde einst durch Bilder geprägt und diese haben sich über Jahrhunderte im kollektiven Gedächtnis erhalten. Die wahrhafte Bedeutung der heiligen Magdalena ging eigentlich verloren.

Aus Alfred Jokeschs Impulsen kann auch ein Gegenwartsbezug abgeleitet werden. Mit den geschichtlichen Darstellungen der Maria von Magdala ging auch immer eine Auffassung von der Rolle der Frau aus Sicht der Amtskirche einher. Jesus aber ermutigte die Frauen, ihren Glauben zu leben. Mittlerweile sind sie in alle Aufgaben der kirchlichen Verkündigung und des Lebens in der Kirche einbezogen. Von vielen Menschen wird es aber als Abwertung gesehen, den Frauen die Weihe zu Diakoninnen, Priesterinnen und Bischöfinnen zu verwehren.



Abschließend gab es mit Kollegen Alfred Stampler einen Kreuzweg zum Thema „Die Frauen am Leidensweg Christi“.

1. Station: Maria von Magdala
2. Station: Maria, die Mutter Jesu
3. Station: Die Frauen von Jerusalem
4. Station: Veronika und die Vera Ikona
5. Station: Die Frauen unter dem Kreuz

Der Besinnungsnachmittag war eine wertvolle Anregung, einen wichtigen Teil der oft vergessenen Geschichte der

Frauen am Beispiel der Maria von Magdala wieder lebendig und sichtbar werden zu lassen.



Bild oben und hier:

Maria-von-Magdala-Kapelle, gestaltet von Minna Antova

Ausbildungszentrum für Soziale Berufe der Caritas, Graz, Wielandgasse 31

Foto: Michaela Kapfer-Buchberger

Jubiläumsfeier der Montessori-Vereinigung Steiermark PPH Augustinum am 28. März 2025 im Festsaal des Campus Augustinum

Michaela Kapfer-Buchberger

Am 29.11.1999 fand die Gründungsversammlung der Montessori-Vereinigung Graz-Eggenberg statt. Diese Einrichtung feiert heuer ihr 25-jähriges Jubiläum. Zum Fest am 28.3. kamen zahlreiche Mitglieder, Gäste und Interessierte. Die Geschichte des Vereins ist sehr eng mit der einstigen Pädagogischen Akademie der Diözese Graz-Seckau und deren nachfolgender Institution, der Privaten Pädagogischen Hochschule der Diözese Graz-Seckau, verbunden. Deshalb hat der Verein seit einiger Zeit die Bezeichnung Montessori-Vereinigung Steiermark PPH Augustinum.

Die Anliegen der Montessori-Pädagogik wurden aber schon in den 80er-Jahren des 20. Jahrhunderts von der Pädagogischen Akademie in Graz-Eggenberg und dem Diözesanen Amt für Schule und Bildung aufgegriffen. In den späten 70er-Jahren führten wissenschaftliche

Untersuchungen im Bereich der Humanwissenschaften und Didaktik sowie gesellschaftliche Entwicklungen zur intensiven Auseinandersetzung mit den pädagogischen Szenarien der Differenzierung und der Individualisierung in Lehr- und Lernprozessen. Die Bestrebungen brachten eine breite Vielfalt in der Entwicklung von Lern- und Unterrichtsformen hervor. Dabei setzte man sich auch mit der sogenannten Reformpädagogik (1900–1940) auseinander und fand in der Montessori-Pädagogik ein bewährtes Modell für Individualisierung und Differenzierung im Bereich der Bildungseinrichtungen. Darüber hinaus bot diese ein den ganzen Menschen erfassendes ganzheitliches Erziehungs- und Unterrichtsmodell. Nachfolgend sollen einige Wege und Ziele der Montessori-Pädagogik in Erinnerung gerufen werden.

Die pädagogische Vision der italienischen Ärztin und Pädagogin Maria Montessori (1870–1952) ist untrennbar und vordergründig mit dem Begriff Freiheit verbunden. Diese bedeutet nicht Bindungslosigkeit, sondern die bewusste Annahme von Pflichten gegenüber sich selbst, gegenüber den Mitmenschen und allem Lebendigen sowie gegenüber der umgebenden Kultur.

Ein junger Mensch ist dann frei, wenn sein Leben von den Hindernissen, die die normale Entwicklung hemmen, befreit ist. Dies ist in erster Linie dann gewährleistet, wenn es den Pädagoginnen und Pädagogen gelingt, dem Heranwachsenden die notwendige Zuwendung und geistige Nahrung zu bieten, welche diese für ihren Selbstaufbau brauchen. Durch genaue Beobachtung des einzelnen Kindes erfahren die Pädagoginnen und Pädagogen, was die Kinder für ihren Selbstaufbau brauchen. Das kindliche Zitat „Hilf mir, dass ich es selbst tun kann!“ begründet wesentlich das Selbstverständnis der Pädagoginnen und Pädagogen. Ihr Dienst geschieht vor allem in einer sogenannten vorbereiteten Umgebung. Diese ist eine bewusste Auswahl von Materialien, an denen das Kind seinen Selbstaufbau verwirklichen kann, indem es sich ganz konzentriert auf die Dinge einlässt. Durch die intensive Auseinandersetzung mit dem Montessori-Material, die Erfüllung der Aufgaben des täglichen Lebens und das Erleben von meditativen Übungen soll dem Kind die Möglichkeit geboten werden, zu seiner Mitte zu finden. Die daraus resultierende Zufriedenheit der Kinder ist eine der

wichtigsten Voraussetzungen für eine gesunde Persönlichkeitsentwicklung. In erster Linie ist die Montessori-Pädagogik ein Erziehungsmodell für Kinder von der Geburt bis etwa 14 Jahre. In den letzten Jahrzehnten wurde dieses Bildungsangebot für Jugendliche in der Sekundarstufe II und für ältere Menschen erweitert. Selbstredend stellen sich die Montessori-Lehrerinnen und -Lehrer immer den aktuellen gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Entwicklungen und erweitern ihr Bildungsmodell nach den zeitlosen Möglichkeiten der Montessori-Pädagogik. Daher haben schon seit Langem die Anliegen der Integration und der Inklusion sowie der Techniken der aktuellen Kommunikation Eingang in die Pädagogik gefunden. Dabei geht es in der Montessori-Pädagogik immer generell darum, Perspektiven zu entwickeln, die den kommenden gesellschaftlichen Herausforderungen angemessen sind.

Die jahrzehntelangen internationalen Erfolge der Montessori-Pädagogik führten dazu, dass die Pädagogische Akademie gemeinsam mit dem Engagement des Diözesanen Amtes für Schule und Bildung ab dem Wintersemester 1994/95 zunächst einjährige Montessori-Kurse angeboten hat. Darüber hinaus absolvierten einige Lehrerinnen und Lehrer der Pädagogischen Akademie einen von der Montessori Association in Amsterdam (AMI) anerkannten Diplomkurs. Der Kurs wurde von der Montessori-Vereinigung E. V. Sitz Aachen (D) durchgeführt. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer erhielten ein international anerkanntes Diplomzeugnis und die Berufsbezeichnung Montessori-Pädagogin bzw. -Pädagoge. Für die Durchführung von standardisierten zweijährigen Diplomkursen ist zusätzlich die Qualifikation zur Montessori-Dozentin bzw. zum Montessori-Dozenten Voraussetzung. Die an der Montessori-Ausbildung an der Akademie, in weiterer Folge der PPH Augustinum beteiligten Montessori-Pädagoginnen und -Pädagogen erhielten nach ausführlichem Studium diese Qualifikation. Die Montessori-Vereinigung Augustinum bekam daher vom Bundesverband Montessori Österreich (MOeB) die Befugnis, ab 2009 selbstständig im Rahmen der Hochschullehrgänge zweijährige Montessori-Diplomkurse durchzuführen. Rund 260 Absolventinnen und Absolventen haben seither einen international anerkannten Diplomkurs an der PPH Augustinum absolviert. Außerdem

bildet die Montessori-Vereinigung Augustinum seit 2006 in Zagreb (HR) Montessori-Pädagoginnen und -Pädagogen aus.

Der aktuelle pädagogische Standort der Montessori-Pädagogik ist der Homepage der Privaten Pädagogischen Hochschule Augustinum zu entnehmen.

Festvortrag „100 Jahre Montessori-Pädagogik in Österreich – eine Bewegung im Fluss“ von Dr. Franz Hammerer, Montessori-Dozent, Wien

Die Anfänge der Montessori-Pädagogik in Österreich sind im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts zu finden.

1917 – Die „Weißen Franziskanerinnen“ in Wien führen eine Kinderhaus-Gruppe (sprich Kindergarten-Gruppe) im Sinne der Montessori-Pädagogik ein.

1921 – Der Lehrer Johann Hofmair errichtet in Wartberg ob der Aist eine Montessori-Versuchsschule.

1922 – Lili Roubiczek gründet als Leiterin eine Montessori-Schule in Wien in der Troststraße. Davor wurde ein Kinderhaus eingerichtet. Die Ausstattung war kindgerecht und stellte den Kindern schöne und wertvolle Gegenstände zur Verfügung: „Die wertvollen Sachen erziehen zur Sorgfalt.“

1923 – Ein Montessori-Verlag wird gegründet. Dieser bietet Möbel, Bücher und Broschüren an.

1924 – Maria Montessori besucht die Schule in der Wiener Troststraße.

1925 – Ausbildungskurse für Montessori-Lehrerinnen und -Lehrer werden als Voraussetzung für eine mehrmonatige Ausbildung im Ausland angeboten. Anerkannte Diplome gab es nur nach der Teilnahme an Kursen, die Maria Montessori selbst leitete.

1929 – In Altmünster/Hochgreith wird eine internationale Montessori-Schule eingerichtet.

1930 – In Österreich gab es etwa 30 ausgebildete Montessori-Pädagoginnen und -Pädagogen.

1930 – Ein Kinderhaus wird am Rudolfsplatz in Wien gegründet und von der Öffentlichkeit sehr geschätzt.

Zu dieser Zeit besteht aufgrund des Engagements der Psychoanalytikerin Anna Freud großes Interesse an der Montessori-Pädagogik.

1938 – Alle Montessori-Einrichtungen werden geschlossen.

1950 – Ein Montessori-Kurs findet in Innsbruck statt. Maria Montessori besucht ihn.

In den 60er- und 70er-Jahren gibt es zumeist nur Montessori-Kurse im Ausland, z. B. in England. Reformpädagogische Ansätze sind in Österreich selten zu finden.

1986 – Es kommt wieder zur Gründung eines Montessori-Vereins.

Ab den 90er-Jahren verstärkte sich das Interesse an der Montessori-Pädagogik ständig. Besonders Grundschullehrerinnen und -lehrer sowie Elementarpädagoginnen und -pädagogen besuchten in größerer Zahl Montessori-Kurse und Diplomkurse in Montessori-Pädagogik.

Derzeit gibt es in Österreich einschließlich der Montessori-Vereinigung Steiermark PPH Augustinum elf Montessori-Vereine. An der Spitze steht der Montessori Österreich Bundesverband (MOeB).

Das Interesse an der Pädagogik Maria Montessoris wird ungebrochen und unvermindert von vielen Pädagoginnen, Pädagogen und vor allem auch Eltern hochgehalten. Die gesellschaftliche Entwicklung hat die Bedeutung der Ausbildung gesteigert. Das Erziehungs- und Bildungsmodell Maria Montessoris ist in der Gesamtheit betrachtet auch Friedenserziehung und damit zeitlos aktuell.

Seit 25 Jahren betreut die Montessori-Vereinigung Steiermark PPH Augustinum Pädagoginnen, Pädagogen und Interessierte in allen Anliegen rund um die Montessori-Pädagogik.

Auf noch viele gute Jahre!

Michaela Kapfer-Buchberger, Montessori-Dozentin

**Einführende Worte anlässlich der Vernissage Dr. Kurt Zisler
in der Galerie Museum Sensenwerk, Deutschfeistritz am 4.4.2025**

Walter Prügger

Die Einladung zur heutigen Ausstellung beinhaltet keinen einzigen Bildtitel – nur einen Miniverweis auf Holz, Leinen und Glas. So ist jeder und jede von uns ganz persönlich gefragt, den je eigenen Suchprozess ohne einen Wegweiser, den Titel manchmal für uns bereithalten, in Gang zu setzen.

Gestatten Sie mir nunmehr, Sie alle ein wenig auf meinen Suchprozess des heutigen Nachmittags mitzunehmen. Es würde mich freuen, wenn der ein oder andere Gedanke für Sie am heutigen Abend vielleicht zum Anker, Auslöser oder zur Frage für Gespräche mit anderen Besucherinnen und Besuchern werden kann.

Wer Kurt Zislers Arbeiten kennt, weiß auch um die besondere Bedeutung des Lichts für ihn. In den Glasarbeiten wird die einzigartige Reflexion des Lichts wahrgenommen und durch die besondere Brechung des Lichts bleibt Kurt Zislers Kunst auch nach Beendigung des Schaffensprozesses weiterhin dynamisch.

Kurt weiß um das unfassbare Phänomen des Lichts, durch das die Welt sichtbar wird, theologisch würde er jetzt wohl sagen: um dieses unfassbare Phänomen, durch das die Güte Gottes, seine Offenbarung und seine Schönheit in die Welt kommen.

Ein Glasfenster ist in tiefem Blau gehalten und konturenhaft durchziehen Engelsflügel diese unterschiedlichen Blauschattierungen, ganz zart, manchmal mit feinen Schwarzlotpinselstrichen, vergegenwärtigt. Ja, diese Engel durchwandern auch diese Ausstellungsräume, immer wieder finden sie sich zwischen den anderen Arbeiten ein, unterbrechen gewissermaßen unsere Gedanken, führen uns in die Tiefe unseres Selbst oder aber vielleicht mit einem Flügelschlag ins Reich der Transzendenz. Spannend für mich sind hier die Engelsandeutungen, die Kurt mit feinen Pinselstrichen auf Leinen aufgebracht hat, zart hauchen sie manchmal in Bildverbindungen,



auf zwei Lungenflügel verteilt, den Werken und unseren Gedanken Leben ein. Spannend auch, wie behutsam sie uns im Original ansprechen und wie stark sich die Farben verdichten, wenn wir sie mit unseren Kameras digital zu reproduzieren trachten. Dieses Leinen, das für Theologen unbewusst oder bewusst immer auch eine Verbindung zur Ikonografie herstellt, zum Leinen- oder Schweiß Tuch der Veronica, dem Urbild, der Vera Icona.

Kurt durfte als Autodidakt wertvolle Erfahrungen bei Professor Wladimir Zagorodnikow und Impulse aus der ostkirchlichen Tradition mitten hinein in die westliche Moderne übernehmen. Womit wir auch beim Werkstoff Holz

wären – werden doch Ikonen seit mehr als einem Jahrtausend in aufwendigen, genau festgelegten Verfahren auf Holz geschrieben oder gemalt. Für mich wird bei den heute gezeigten Werken auf Holz die Nähe zum Lehrmeister Zagorodnikow und zur ostkirchlichen Ikonentradition am deutlichsten.

Kurt hat mich vor nunmehr drei Wochen bei der Vernissage zur Personale von Künstlerpriester Josef Fink bei den Minoriten gefragt, ob ich bereit wäre, heute ein paar einführende Worte zu sprechen. Es ist mir eine große Freude und Ehre, dies heute und hier zu tun. Nachdem mich seit ca. drei Wochen die Bilder Josef Finks an meinem neuen Arbeitsplatz umgeben, hat es mich heute fasziniert, diese Braunschattierungen der Wüste Sinai und die unterschiedlichen Blautöne des See Genezareth auch hier wieder zu finden. Auf der einen Seite diese erdigen Farben, die so stark auf unser Alltagsleben verweisen, und dann diese dunklen Schattierungen des Blaus, die für mich das Himmlische in uns und unserem Leben, aber auch im Zugehen auf den Horizont beinhalten – in einem Bild scheint uns für dieses Gehen fast ein Teppich ausgebreitet zu sein.

Ich komme zurück zu meinem Ausgangspunkt: DAS LICHT. Leonhard Cohen singt: „Es sind die Risse in allem, die dem Licht einen Weg frei machen. Diese Risse brechen ein in die Bilder Kurt Zislers, so etwa auch in das Bild, das die Einladung zielt. Kurt Zisler gibt diesem Riss ein goldenes Kleid, ein göttliches Gewand. Oft erleben wir unseren Alltag durchkreuzt, Risse ziehen sich durch unser Leben. Die japanische Tradition des Kintsugi repariert zerbrochenes Porzellan mit Narben aus Gold.

Ich wünsche uns allen, dass diese unsere Lebensnarben zu Narben aus Gold, zu Goldstreifen des Lichts, vielleicht auch zu einem Schatz im Acker des Lebens werden mögen und auf diese Art und Weise den Engeln als Wegweiser für unsere Begleitung in herausfordernden Zeiten dienen.

Über die Pfingstinstallation „Dein Atem. Ruach Elohim“ von Franziska Pirstinger in der Grazer Herz-Jesu-Kirche Auszüge aus der Eröffnungsrede von Dagmar Probst

Dagmar Probst

Für die Kunst scheint Pfingsten von den drei christlichen Hochfesten das anspruchsvollste zu sein. Während die Geschehnisse von Weihnachten und Ostern für uns greifbar und Jesus in der Krippe oder der Gekreuzigte bzw. der Auferstandene real darstellbar sind, birgt die künstlerische Visualisierung von Pfingsten etwas Unfassbares.

Biblisch zurückgeführt wird das Pfingstfest auf den Bericht in der Apostelgeschichte (2.1–47), wo es über das Pfingstereignis heißt, dass der Geist Gottes auf die nach dem Tod Jesu zum Wochenfest nach Jerusalem zurückgekehrten Jünger herabkam und sie befähigte, mit Menschen verschiedener Nationen und in unterschiedlichen Sprachen zu kommunizieren. Vom Heiligen Geist berichtet die Schrift, dass er nicht zu greifen ist, dass er



Foto F. Pirstinger

*Die Pfingstinstallation 2025 Dein Atem. Ruach Elohim
in der Grazer Herz-Jesu-Kirche*

weht, wo und wie er will. Wind und Sturm sind seine ältesten Metaphern sowie das Feuer, das wie Zungen flammt. Er ist nicht fassbar und wurde doch dargestellt. So zum Beispiel durch das Symbol der Taube, ein Wesen des Fluges und damit des Himmels und der Winde.

Die moderne Kunst greift das Unsichtbare, das Geistige unterschiedlich auf – sei es durch abstrakte Formen, figürlich, mit unterschiedlichen Materialien, durch performative Aktionen oder Installationen.

In der monumental anmutenden Pfingstinstallation *Dein Atem. Ruach Elohim*, welche die gesamte Höhe des Kirchenschiffes einnimmt, interpretiert Franziska Pirstinger heilige Geistkraft, auf Hebräisch *ruach elohim*, der Gottesatem oder Gotteshauch, durch farbgewaltige, 23 Meter lange Papierbahnen, die den Kirchenraum verändert erlebbar machen und die Besucher und Besucherinnen zum Innehalten und tieferem Nachdenken einladen.

„Komm herab, o Heil'ger Geist, der die finstre Nacht zerreißt, strahle Licht in diese Welt.“ So die erste von zehn Strophen der Pfingstsequenz, die Franziska Pirstinger in dem monatelang andauernden Schaffensprozess immer wieder rezitierte. Die durch den Text und die Meditation hervorgerufenen Empfindungen hat die Künstlerin malerisch auf neun Papierrollen übertragen und dabei einen faszinierenden Dialog zwischen künstlerischer und spiritueller Welt geschaffen. Kunst und Emotion verschmelzen in der heurigen Pfingstinstallation zu einer ausdrucksstarken Symbiose, die Franziska Pirstinger vorrangig in freier Natur und in „eremitenhafter Abgeschiedenheit“, wie sie es nennt, geschaffen hat.

Die Malerin verwendete reines Farbpigment in rot, blau und gelb. Die Farbe wurde lasierend mit breiten Pinseln aufgetragen, teilweise auch in mehreren Schichten. Zum Malen rollte sie das Papier auf etwa fünf Meter aus, meist auf dem Waldboden, und arbeitete sich knieend Schritt für Schritt vor, bis die ganze Rolle bemalt war. Etwa 250 Meter davon wurden in der Kirche installiert. Farben und Pinselstriche sind sehr bewusst gesetzt, „wie ein Gebet, dem die Worte fehlen“, so die Künstlerin.

Die Farbbahnen in der Kirche wurden über einen Zeitraum von neun Monaten eigens für die Herz-Jesu-Kirche und das Pfingstfest 2025 gemalt. Dafür wählte die Malerin die unterschiedlichsten Orte – das Podelta, den

Wald, Orte am Meer und letztendlich auch große Räume. Franziska Pirstinger übersetzte uns mit diesem Werk die Strophen der Pfingstsequenz in bewusst gewählten Farben und gestikulativen, energiegeladenen Pinselstrichen.

Die Herz-Jesu-Kirche ist ein Gotteshaus, das dem Heiligsten Herzen Jesu geweiht ist. Die Herzenswunde bildete den Ausgangspunkt für die Künstlerin. Aus der durchbohrten Seite Jesu strömten Blut und Wasser. Das Blut und das Wasser zeigen uns wichtige Aspekte des Todes des Herrn: das Blut den erlösenden und das Wasser den Leben austeilenden Aspekt. An den drei Farbbahnen über dem Volksaltar sieht man, wie die Künstlerin die Farbe Rot für das Blut, die Opferbereitschaft und die göttliche Liebe aufnimmt. Mit der Farbe Blau symbolisiert die Malerin das lebensspendende Wasser, aber auch den Wind, den Hauch des Geistes, den Ruach Elohim, der sich ausbreitet und weht, wo er will. Die Farbe Gelb steht für die durch das Pfingstereignis gegründete Kirche, die ohne den Atem und den Geist Gottes nicht existieren kann. Die drei Farbbahnen sind mit dem Schriftzug *Dein Atem – Komm!* versehen, welcher die große Bitte um die Ausgießung des Heiligen Geistes formuliert.

Aus dem Heiliggeistloch fallen sieben Farbbahnen herab. Die göttliche Zahl 7, ein spirituelles Kraftsymbol, steht für die sieben Gaben des Geistes: Weisheit, Einsicht, Rat, Stärke, Erkenntnis, Gottesfurcht und Frömmigkeit – Eigenschaften, die Gläubige prägen und bekräftigen sollen. Die Gaben symbolisieren das Wirken des Heiligen Geistes im Menschen und helfen, Gott besser zu verstehen. Die Zahl 7 verweist im spirituellen Kontext auf die Vollkommenheit und die Verbindung von Geist und Materie. Die Bahnen spannen sich wie ein Zelt über uns und symbolisieren den beständigen Fluss und die beständige Bewegung des Geistes. Der leichte Windhauch in der Kirche bewegt die filigranen Papierbahnen und visualisiert uns auf diese Art die Dynamik des Geistes.

Eine weitere Farbbahn zieht sich wie ein Strom durch das gesamte Langhaus bis zum Altar. Sie steht symbolisch für den Gnadenstrom, der niemals versiegt. Wir dürfen uns alle von ihm mitreißen lassen.

Mit ihrer spirituell aufgeladenen Installation schafft Franziska Pirstinger neue Blickwinkel auf Glauben und Kreativität. Wie eine Welle und ein Zelt breitet sich der Atem Gottes bildhaft im durch die Farbbahnen verändert erlebbaren Kirchenraum auf die Besucherinnen und Besucher aus und ladet zum Ein-, Auf- und Durchatmen ein.

Die Künstlerin Franziska Pirstinger

Die steirische Künstlerin, promovierte Kunstpädagogin und Fachdidaktikerin Franziska Pirstinger ist neben ihrer kunstschaffenden Tätigkeit hauptberuflich als Hochschulprofessorin an der Privaten Pädagogischen Hochschule Augustinum in Graz tätig. Dort hat sie die Professur für Kunst und Gestaltung inne, leitet das Kompetenzzentrum Kunst, Kultur und Kreativität und ist maßgeblich an der Entwicklung innovativer kunstpädagogischer Projekte national und international beteiligt. Zudem ist sie die wissenschaftliche Leiterin der Kinderkunsthochschule, ein Kooperationsprojekt mit der Universität Graz, den Pädagogischen Hochschulen und der Akademie Graz. Als Herausgeberin und Autorin hat sie mehrere Publikationen veröffentlicht, darunter *Das steirische kunstpädagogische Generationengespräch*, ein Werk, das sich sehr fundiert mit der Entwicklung der künstlerischen Fächer in der Steiermark auseinandersetzt.

Die Künstlerin studierte Bildnerische Erziehung an der Pädak Graz Eggenberg (u. a. bei Manfred Gollowitsch und Friedrich Bouvier) und an der Akademie der Bildenden Künste in Wien, Pädagogische Psychologie an der Uni Wien sowie Malerei an der Akademie der Bildenden Künste bei Wolfgang Hollegha.

Zentrale Aspekte in ihren Arbeiten sind das Verhältnis Natur, Mensch und Farbe und ihre kreativen Prozesse widmet sie Themen wie Transzendenz, Natur und Spiritualität. Ihre künstlerische Vielfalt hat sie mit zahlreichen Ausstellungen im In- und Ausland eindrucksvoll unter Beweis gestellt. Ihr malerischer Ansatz, der vom Informel und der japanischen Tuschemalerei inspiriert wird, führt die impressionistische Freiluftmalerei ins Extreme.

Für ihren Arbeitsprozess zieht sich die Malerin aus dem mit Informationen überfluteten Alltag zurück und geht in die Natur, meistens in den Wald, wo sie niemandem begegnet. „*Es geht um einen Rückzug aus dem Getriebe der Informationskultur in den Bann der Natur, um fern ab von jeglicher Zivilisation die Übermacht der Natur auszukosten und meine Wahrnehmungsmöglichkeiten auszuloten*“, so die Künstlerin.

Die Abgeschlossenheit ermöglicht ihr, Geist und Sinne zu öffnen und sich unter freiem Himmel dem künstlerischen Prozess zu widmen. Die

Ausgesetztheit in der Natur und die Offenheit für all das, was visuell und geistig an einem ausgewählten Ort auf sie einströmt, sind für die Malerin die wichtigsten Elemente der Inspiration. In der Natur liefert ihr die Landschaft Farben und Strukturen, die sie mit unterschiedlichen Pinseln in tagelangen Prozessen auf das Papier bringt. Die meisten ihrer übergroßen Arbeiten schafft Franziska Pirstinger am Boden kniend. Solche Dimensionen könnte man nicht in einem abgegrenzten Raum wie in einem Atelier schaffen.

Wind und Wetter nehmen direkten Einfluss auf die Gestaltung ihrer Arbeiten, deren Wirkung erst ganz zur Geltung kommt, wenn sie in der freien Natur ausgestellt werden.

Bei der Präsentation ihrer malerischen Werke am Ort ihrer Entstehung reicht manchmal ein einziger Windstoß, ihre tagelange Arbeit zu vernichten. Oft lässt das Wetter nicht einmal eine Fotodokumentation der Resultate des Malprozesses zu, dessen Relikte auf Papierbahnen eingerollt bleiben. Diese Erinnerungsbilder an übermächtige Naturerfahrungen helfen der Malerin, ihre eigene Position auf diesen Planeten zu verorten.

Ganz bewusst verzichtet Franziska Pirstinger auf die Präsenz im gängigen Kunstbetrieb zugunsten der malerischen Erforschung der Faktoren Natur, Geist, Mensch und Zeit. Sie möchte mit dem Mittel der Malerei Dimensionen vermessen, die den Menschen überragen.

Dieser Prämisse entsprechend führt uns die von ihr für Herz Jesu geschaffene Kunstinstallation die gewaltigen Dimensionen des Gotteshauses vor Augen.

Dagmar Probst studierte Kunstgeschichte und Klassische Archäologie an den Universitäten Graz und Wien sowie Kuratieren und Ausstellungsmanagement an der Universität Hamburg. Derzeit ist sie als Lektorin am Institut für Kunst- und Musikwissenschaft an der Karl-Franzens-Universität Graz tätig und verfasst dort ihre Habilitationsschrift über den Malerkreis um Erzherzog Johann. Zusätzlich arbeitet sie im Kunsthandel, als Gerichtssachverständige und als Kuratorin.

GO! 2025 – Nova Gorica. Gorizia – „Brutal, flexibel und funktionell“ – ein Blick zurück auf die Architektur Tito-Jugoslawiens

Claudia Nickl

2003 Graz, 2012 Maribor, 2025 Nova Gorica – Melina Mercouri, der großen Schauspielerin, Sängerin, patriotischen Kämpferin gegen die Diktatur und Politikerin, verdankt die Europäische Union das Erfolgsmodell „Kulturstadt“, mittlerweile „Kulturhauptstadt Europas“. Als Kulturministerin Griechenlands startete sie 1985 mit Athen diese Initiative, deren Strahlkraft sich bis heute fortsetzt. Heuer sind es Chemnitz und Nova Gorica, die gemäß dem Auftrag der EU besondere kulturelle Initiativen für ein gedeihliches Miteinander setzen. Die geografische Nähe der Steiermark zum „Nizza Österreich-Ungarns“, zu Görz, macht es nicht allzu schwierig, sich vor Ort ein Bild davon zu machen.

„GO! 2025 Nova Gorica. Gorizia“ – zu deutsch Neu Görz. Görz – verwirrend, ein-, zweideutig das Logo. Bei der Europäischen Kommission durften sich 2025 aus den im langjährigen Reigen vorherbestimmter Staaten Städte aus Deutschland und Slowenien mittels Vorlage entsprechender Programme um die Zuteilung dieser Auszeichnung bewerben.

Das Engagement Nova Goricas für länderübergreifende Initiativen springt gleich beim Blick auf die offizielle Homepage des Kulturhauptstadtjahres www.go2025.eu ins Auge:

Borderless – Welcome to the borderless European Capital of Culture 2025. Nova Gorica and Gorizia share the same commitment: being the first European Capital of Borderless Culture

Grenzenlos – Willkommen zur grenzenlosen Europäischen Kulturhauptstadt 2025. Nova Gorica und Görz teilen dasselbe Engagement: die erste Europäische Hauptstadt grenzenloser Kultur zu sein.

Neda Rusjan Bric, künstlerische Beraterin der Kulturhauptstadt GO! 2025: „Im Focus steht die Zukunft – immer wird alles für die Zukunft geplant. Aber wenn die Leute die Geschichte dieser Region nicht kennen, dann versteht man das Konzept, das Motto von ‚go borderless‘ nicht. Es sind immer

noch die Themen – hie Mussolini, da Tito – man darf nicht verstecken welche Wunden durch Krieg und Hass hier geschlagen worden sind, aber man soll sie heilen. ... In der Nacht vom 15. auf den 16. September 1947 haben amerikanische Soldaten die Grenze von A nach B gezogen – beim Aufwachen hat man sich in Italien oder Jugoslawien befunden, es war wirklich schrecklich, die Grenze lief teilweise mitten durch die Häuser, Gärten, Friedhöfe, sogar Gräber – es war wirklich eine fürchterliche Sache.“

Und die faschistische Vergangenheit wirkt nach. Heute noch ist Benito Mussolini Ehrenbürger von Gorizia – trotz der hartnäckigen diesbezüglichen Bemühungen des aus Nova Gorica stammenden Konzertveranstalters Anton Špacapan Vončina, dagegen anzugehen. Vončinas Aktivismus ist es zu verdanken, dass man Mussolini die Ehrenbürgerschaft in dessen Heimatstadt Predappio wie auch in dessen einstigem Regierungssitz Salò aberkannt hat. Aber in Gorizia will man diesen Schritt davon abhängig machen, ob Slowenien, die Stadt Nova Gorica, den übergroßen Tito-Schriftzug aus Beton vom Berg Sabotin entfernt. Man sieht diesen besonders gut von der italienischen Seite der Stadt her – er war als Gegenstück zur riesigen Tricolore errichtet worden, die die Italiener weithin sichtbar auf Gorizias Burgberg aufgestellt hatten. Bei der Eröffnung der Kulturhauptstadt am 8. Februar in Anwesenheit von Staatspräsidentin und Staatspräsident haben Aktivist:innen eine entsprechende Unterschriftenliste an Sergio Mattarella übergeben.

Kräftiges Smaragdgrün durchzieht das Werbematerial von GO! 2025. Es ist das die markante Farbe des Isonzo, dieser in beiden Weltkriegen so wichtigen Linie. Auch Tito bezog sich im Mai 1945 in seinen Gebietsansprüchen auf den von den Partisanen eroberten östlich des Flusses liegenden Stadtteil Gorizias. Zwei Jahre lang fanden auf beiden Seiten Demonstrationen statt, Slowenen wie Italiener reklamierten Gorizia für sich. Die Alliierten setzten dem im September ein Ende und zogen buchstäblich eine Trennlinie. Am 10. Februar 1947 war der „Friede von Paris“ unterschrieben, der Grenzverlauf hart westlich der Bahnstrecke Jesenice–Gorizia (Ferrovia Transalpina / Bohinjska proga / Wocheiner Bahn) festgelegt, die Teilung der Stadt fixiert worden. Im September wurde der Grenzzaun gesetzt. Die historische Stadt mit dem einstigen Görzer Südbahnhof / Gorizia Centrale / der

Bahnstrecke Udine–Triest blieb bei Italien, Jugoslawien fielen lediglich eine kleine östliche Vorstadt des alten Görz und das große Bahnhofsgebäude der Wocheiner Bahn mit der entsprechenden Eisenbahnstrecke zu. Bis zum Zerfall Jugoslawiens prangte markant der Rote Stern mit dem Schriftzug „Mi gradimo socializam“ – „Wir bauen den Sozialismus“ auf dem Bahnhof, der sich ins kollektive Gedächtnis aller eingebrannt hat. Nach der Unabhängigkeitserklärung Sloweniens 1991 wurde dieser zu Weihnachten zu einem Kometen umgestaltet und dann entfernt.

Im alten Bahnhofsgebäude ist heute ein kleines Museum untergebracht. Sogleich springt der mannshohe Stern ins Auge – wie lächerlich wirkt das einst bedrohliche Symbol in seiner Bedeutungslosigkeit. Jetzt ist es beredtes Zeichen von Vergänglichkeit, denn man befindet sich mit ihm auf Augenhöhe, hat den Stern neben sich am Fußboden stehen – was für ein merkwürdiges Gefühl. Im Museum bedeutungslose Metallschilder mit Namen politischer Territorien, die es nicht mehr gibt, Fotografien, die an die willkürliche Grenzziehung erinnern – etwa das der Kuh, deren Vorder- und Hinterbeine jeweils in einem anderen Staat stehen, bewacht von Grenztürmen hinter dem Gitterzaun.

Ein Fotomotiv von positiver Wirkmächtigkeit wird derzeit zu Tausenden geschossen und herumgeschickt als das beliebteste Selfie-Motiv von GO! 2025: Man stellt sich breitbeinig auf einen breiten Stahlring mit den ausgestanzten Schriftzügen Italia 1947 2004 – R. Slovenia 1947 2004, den einen Fuß auf der „Piazza Transalpina“, den anderen am „Trg Evrope“, am Boden mittig die gerade dazwischen verlaufende Grenzlinie. Doppelt sind einander gegenüber die Ziffern 57 / 15 ausgestanzt – sie markieren die einstens hier gesetzten Grenzsteine, zwischen denen die Mauer während des Kalten Krieges verlaufen ist. Was muss das für ein Lebensgefühl gewesen sein: Über zwanzig Jahre, bis 1935, verband eine vier Kilometer lange, mitten durch das Stadtzentrum führende Straßenbahnlinie die beiden Bahnhöfe. So konnte man quer durch die Julischen Alpen mit den beiden Umsteigebahnhöfen in Görz von Salzburg nach Triest gelangen – eine herausfordernde Gebirgsstrecke, die nach der Öffnung des Suezkanals forciert ausgebaut wurde. Der weitläufige Bahnhofsvorplatz wurde anlässlich GO!

2025 besonders attraktiv gestaltet, soll er im Bemühen um ein gutes Zusammenleben doch als perfekter Ort für länderübergreifende Aktivitäten nutzbar sein. Bis 1991 war er ein wenig frequentierter Ort an den Stadträndern, 2004 stand er aufgrund des Beitritts Sloweniens zur EU dann im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit und heuer hat an diesem Platz mit zwei Namen die große Eröffnungsfeier stattgefunden.

Im Zentrum dieses Textes steht nun nicht die Stadt Gorizia mit ihren gut 30.000 Einwohner:innen, damals, um 1900, zum größten Teil italienisch-, aber auch slowenisch- und deutschsprachig. Nicht dieser charmante Zentralort des alten Innerösterreich mit seiner uns vertrauten Barock- und k. u. k. Architektur, dessen adelige Land- oder Reichsstände wie die Eggenberg oder Attems mit dem Hof in Graz Kontakt halten mussten oder später die k. u. k. Offiziere mit Wien, sondern Nova Gorica, denn diese Stadt ist von der EU nominiert worden – Gorizia wurde als weiterer Austragungsort durch Nova Gorica gleichsam adoptiert, zwei Nachbarstädte in zwei Nachbarstaaten. Und die Grenze prägt Menschen und Stadtbild bis heute. „In Gorizia ist man mit einem Schlag in Italien“, meint der slowenische Journalist Ervin Hladnik, der selbst aus Nova Gorica stammt. „Gebäude, Geschäfte, alles sieht anders aus. Selbst die Katzen sind anders. Nova Gorica ist geprägt durch Sachlichkeit, Funktionalismus, es war der letzte Außenposten gegenüber dem Westen.“

Schnell wird einem klar: Nova Gorica – 13.000 Einwohner:innen, seit 1995 Universitätsstadt – wurde in brandneuer, sozialistische Architektur errichtet, sie ist am Reißbrett entstanden. Welche Chance, Titos Traum einer neuen Gesellschaft umzusetzen, einen neuen Menschen zu erschaffen, welche Chance für den Architekten Edvard Ravnikar, geboren 1907 im slowenischen Novo mesto / Rudolfswerth, Slowenien, nahe der Grenze zu Kroatien,



verstorben mit weit über 80 Jahren in Ljubljana / Laibach. Ravnikar war Architekt, Professor für Stadtplanung und öffentliche Gebäude an der Fakultät für Architektur, Bauingenieurwesen und Geodäsie der Universität Ljubljana, Mitglied der Slowenischen Akademie der Wissenschaften, Träger hoher akademischer Auszeichnungen, war Jugoslawiens einflussreichster Architekt, Grafiker, Designer, Maler in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts – als Praktiker und Theoretiker in der Schule Le Corbusiers und Progressiverer.

Als Stadtplaner steigerten sich seine Aufträge und deren Umsetzung von kleinsten topografischen Fragestellungen, vom kleinen Platz in der Innenstadt bis zu strategisch abstrakten, regionalen Anordnungen, wie den Friedhof, den er in die natürliche Landschaftsumgebung einbettet, später dann enorm komplexe Aufgaben. Ravnikar bekam die Chance, seine städteplanerischen Ideen baulich umgesetzt zu sehen. Befasste er sich in seiner Jugend mit Fragen zu Ljubljana, so konzentrierte auch er sich nach dem hinterhältigen katastrophalen Angriff der Deutschen Luftwaffe auf den Wiederaufbau der zerstörten Hauptstadt, das Projekt Novi-Beograd. Dieses städtebauliche Großprojekt war symbolisch und ideologisch stark aufgeladen: Zwei Strömungen standen einander bei der Planung, der Umsetzung gegenüber. Der Monumentale Sozialistische Realismus (Stalinistisches Modell) mit monumentalen klassischen Architekturformen („Paläste des Volkes“), symmetrischen Straßenzügen und großen Plätzen als Ausdruck von Macht, Ordnung und sozialistischer Herrschaft. Beispiele wären Moskau (z. B. Lomonossow-Universität) oder Warschau (Palast der Kultur). Oder der Modernistische Funktionalismus (Titoistischer Bruch). Es war der Wunsch, 1948, nach dem Bruch mit Stalin, einen eigenständigen jugoslawischen Weg des Sozialismus zu gehen. Das wollte man mittels funktionalistischer, moderner Architektur, der Trennung von Wohn-, Arbeits- und Freizeitbereichen, der Betonung von Rationalität, Effizienz und Fortschritt erreichen. Stilistisch war dieses Denken wesentlich beeinflusst von Le Corbusier, dem Bauhaus und der von Le Corbusier formulierten Charta von Athen, erarbeitet am CIAM (Congrès International d'Architecture Moderne). Dass der Kongress 1933 auf einem am Mittelmeer kreuzenden Schiff stattfand, war mehr als nur eine logistische

Entscheidung – es war ein bewusst gesetztes Symbol für Bewegung, Zusammenarbeit, Aufbruch und Modernität in der Architektur des 20. Jahrhunderts, ebenso der Zielpunkt Athen als Wiege der europäischen Kultur. Die Charta hat den Städtebau extrem verändert; sie will die Funktionsbereiche entflechten, um lebenswerte Wohn- und Arbeitsumfelder zu schaffen. Die verdichtete Verbauung des klassischen Urbanismus wird aufgelöst durch große Freiflächen. Um zu den Großwohnsiedlungen in Trabantenstädten zu kommen, braucht es die „autogerechte Stadt“. Dieses CIAM-Konzept gewann in der Nachkriegszeit als Ausdruck des Bauens der Moderne bis in die 1970er-Jahre große Bedeutung. Dieses teilweise überholte Konzept der Charta wurde vom Europäischen Rat der Stadtplaner (ECTP) im Abstand einiger Jahre immer wieder überarbeitet und weiterentwickelt.

Die von Le Corbusier 1944 in Paris ausformulierte Charta wollte die Lebensbedingungen der breiten Masse der Bevölkerung verbessern, die sich durch den wirtschaftlichen und sozialen Wandel seit dem Mittelalter so sehr verändert hatten. Sie litt durch die Industrialisierung unter extrem schlechter Luft, harten Arbeitsbedingungen mit geringen Löhnen und der quälenden Überbevölkerung in den engen Stadtkernen.

Im neu gegründeten Jugoslawien, der Zeit des Sozialistischen Realismus, waren die ideologischen Lösungen von Novi-Beograd und Nova Gorica Ravnikars wichtigste Aufgaben. Daneben befasste er sich mit den Zentren von Kranj / Krain und Ljubljana, Studien zur slowenischen Küste oder der finnischen Insel Ruissalo. Später rückt er vom Ciamovismus ab, beteiligte sich an Wettbewerben zum Hotelprojekt Budva / Sveti Stefan, Fragen zu Venedig, nach dem großen Erdbeben zum Wiederaufbau des Zentrums von Skopje. Als Architekt führte er an zentralen Gebäuden in Kranj und Ljubljana – man denke an das Kulturzentrum Cankarjev Dom in Ljubljana und den Revolutionsplatz oder die vielen Denkmäler Ravnikars – die Handschrift seines Lehrers Josef (Jože) Plečnik weiter, sichtbar an detailreich elaborierten Oberflächen unter Verwendung verschiedener Materialien. Die traditionelle Verbundenheit des steirisch-slowenischen Raums über die Person Ravnikars und dessen Lehrtätigkeit war neben all seiner Brillanz Begründung für die Technische Universität Graz, Edvard



Ravnikar 1988 die Ehrendoktorwürde zu verleihen.

Tito ordnete also die Errichtung der ersten sozialistischen Stadt an – wohl auch, um der Schmach eines allein für sich stehenden Bahnhofsgebäudes etwas entgegenzusetzen. Mitten in der belebten Fußgängerzone Nova Goricas mit ihren Straßencafés steht ein metallenes Stadtmodell, der Masterplan einer Stadt, tatsächlich aber eine Art Illusion. Warum Illusion? Dazu der Soziologe Blaž Kosovel: „Man wollte in Belgrad, also auf höchster Ebene, dass man hier

eine ‚neue‘ Stadt baut. Sie soll groß, schön, neu sein und über die Grenze hinaus strahlen – das Projekt wurde aber nur teilweise realisiert. Denn nach zwei Jahren war Jugoslawien nicht mehr Teil des Ostblocks, Tito war Stalin zu mächtig und populär geworden. So konnte die Idee eines gebauten sozialistischen Schaufensters nicht umgesetzt werden, weil es für dieses ideologische Projekt kein Geld mehr gab. 1948 erfolgte die Grundsteinlegung für die Stadt, 1950 der Bau des Rathauses. Im großen Sitzungssaal würdigt man Tito in einem großen Fresko zur slowenischen Geschichte als einen um seine Mitbürger:innen besorgten Staatsmann.“

Vor dem Rathaus hat sich die sehr große Wiese trotz vieler späterer Bebauungspläne immer noch erhalten. Edvard Ravnikar wollte eine Grüne Stadt errichten, mit mehr als zweihundert verschiedenen, von ihm selbst ausgesuchten Baumarten, die auch gepflanzt wurden; verbaut sind lediglich zwanzig Prozent der Stadtfläche. Der Abstand zwischen den Gebäuden ist so gewählt, dass sie keinen Schatten aufeinander werfen, die Straßen rechtwinklig zueinander angelegt. Lediglich eine Straße führt schräg direkt von der Grenze auf das Stadtzentrum zu, eine breite Schneise. Aneinandergereiht

befinden sich ihr entlang etliche Denkmäler lokaler Größen, manche geziert mit einem roten fünfzackigen Stern. Denn Nova Gorica wurde auf dem einstigen großen Friedhof von Görz (die Stadt wurde erst 1918 umbenannt) angelegt. Er wurde mit der Grenzziehung 1918 nach dem Ersten Weltkrieg aufgelassen und verlegt. Immer wieder trifft man noch auf alte Gräber.

In Nova Gorica wurden interessanterweise auf engstem Raum zwei verschiedene moderne städtebauliche Konzepte umgesetzt. 1947 sollte die Stadt über die Grenzen hinaus strahlen, wurde dann aber als eine bescheidene Stadt für Arbeiter gebaut. In den 70er-Jahren hat Tomaž Vuga, Architekt und Stadtplaner, das Straßennetz und weitere Verbauungen entworfen, so unter anderem die mächtige, weit und hoch aufragende Wohnsiedlung „Chinesische Mauer“. Ravnikars Idee der modernen Stadt, also große Bauten im Grünen, etwas, das bald in ganz Europa umgesetzt wurde – der Urbanismus im Stil von Le Corbusier –, war unmodern geworden, man besann sich in den Städten wieder auf das Gestalten kleinräumigerer Zonen. Vugas zahlreiche in engen, leicht versetzt angeordneten Reihen dicht aneinandergereihten Hochhäuser – im Volksmund „Chinesische Mauer“ genannt – liegen verkehrsberuhigt und fußgängerfreundlich auf einer Platte, unter der auf den Erschließungsstraßen der dichte Autoverkehr verläuft, vergleichbar der Wiener Donauplatte mit der UNO City. Sport- und Freiflächen laden zum Verweilen ein. In den 1980er-Jahren ging die Wirtschaftskraft zurück und mit der Unabhängigkeit Sloweniens gab es eine Bevölkerungseinbuße von rund zehn Prozent – zugleich aber wurden die Universität und ein Theater in der Stadt gebaut, ein neues Lebensgefühl breitete sich aus.

Hier lässt sich eine Brücke schlagen von der Kulturhauptstadt 2025 zu Maribor 2012. Ihre Programmacher:innen hatten der Architektur der Tito-Zeit, dem Brutalismus, eine Ausstellung gewidmet. Der Begriff geht auf Le Corbusier zurück, seine 1952 in Marseille errichtete „Unité d’habitation“, der Wohnmaschine aus Sichtbeton (frz.: *béton brut*, „roher Beton“) – rohe Materialien, klare, massive Formen und Verzicht auf dekorative Elemente. Brutalismus stand gegen Kommerz, für soziale Gerechtigkeit, für eine transparente Bauweise. Die Gebäude sollten funktionell sein, hatten den sozialen Anspruch, Bildungszwecken zu dienen – wie etwa auch die Pädak in Eggen-

berg, 1969, Architekten Günther Domenig und Eilfried Huth. Häuser aus massivem Sichtbeton und mit recht eigenwilligen Fassaden und Dachkonstruktionen sind gebaute Zeugen der jugoslawischen Moderne. Bedingt durch den Eisernen Vorhang, hat man nicht wahrgenommen, wie qualitativ in Tito-Jugoslawien gebaut wurde, besonders die Ferienarchitektur, die Hotellerie, die vielen öffentlichen Gebäude, die errichtet worden sind, Schulen – es war eine spannende, starke Szene, die mittlerweile internationale Beachtung erfährt.

Die Unterschutzstellung von Gebäuden aus dieser Zeit wird in Österreich oft jahrelang diskutiert. Als misslungenes Grazer Beispiel kann man den Abriss der ikonischen, außenliegenden Feuertreppe des einstigen Studentenwohnheims Hafnerriegel (Architekt Eugen Gross) anführen, als positiv erledigt die Debatte rund um die Terrassenhaussiedlung. Dort konnte die Eigentümer:innengemeinschaft mit der Denkmalschutzbehörde, dem Bundesdenkmalamt, erfolgreich vereinbaren, dass es im Sinne vernünftiger ökologischer Maßnahmen erlaubt ist, zukünftig entsprechende Eingriffe vorzunehmen, etwa die veraltete Haustechnik auszutauschen.

Bedingt durch den Zerfall Jugoslawiens ist es mittlerweile noch schwieriger, dieses baukulturelle Erbe zu erhalten. Mittlerweile wird es wenigstens dokumentiert, gelang es doch zwanzig Jahre nach dem Zerfall, nach und nach Architekturforscher:innen der einzelnen Staaten des zerbrochenen Jugoslawien für ein Projekt zusammenzubringen, zur gemeinsamen Ausstellung „Unfinished modernisations“. Für Tito waren Architektur und Städtebau eine Möglichkeit, sein überaus heterogenes Staatsgebiet zu vereinen. Gebaut wurde überall, nicht selten von Loos(1870–1933)- oder Le Corbusier(1887–1965)-Schülern, überall im gleichen Stil und vor allem: überall viel. Weil das Land vornehmlich landwirtschaftlich geprägt war, gab es einige Prioritäten beim Aufbau einer neuen Gesellschaft: Industrialisierung, Elektrifizierung und Urbanisierung. Ein sagenhafter Bauboom war die Folge, viele der Arbeiter waren Freiwillige, die unentgeltlich voller Enthusiasmus und Optimismus am Aufbau einer neuen Gesellschaft mitbauen wollten. Architekturkritiker Mrduljaš: „Die Wohnbauprojekte wirken vielleicht schon sehr einheitlich und brutal. Wenn man aber die Baupläne genauer studiert,

sieht man, dass sie flexibel und funktionell sind und innerhalb der gebotenen Gegebenheiten einen ziemlich hohen Lebensstandard boten.“

Es gab flexible Raumaufteilungen je nach den Bedürfnissen der Bewohner, öffentlichen Raum zwischen den Wohnblocks in sehr sorgfältiger Ausführung. Man hatte den großen Maßstab zu meistern. In Städten wie Split oder Ljubljana mussten pro Jahr zwischen 2000 und 4000 Wohnungen entstehen. Das war ein enormer Druck. Die Masterpläne sind da, die Infrastruktur ist schon angelegt in der Sprache der sogenannten *megastructures* – man könnte jederzeit weiterbauen. Gerade Linien, Sichtbeton – serielle Elemente, die den Einsatz von Fertigteilen ermöglichen. Und doch immer wieder Verschiebungen, ein Bruch, ein gefinkeltes Detail, das die Regelmäßigkeit durchbricht. All das ist typisch für die jugoslawische Ausformung dieser Architekturepoche.

In postkommunistischen Staaten sind Gebäude dieser Zeit noch mehr gefährdet, weil sie stolze Zeichen einer Epoche sind, die nun überwunden ist, verstärkt durch die Nationalismen der einzelnen Staaten. Klassisches Beispiel dafür ist Makedonien: Skopje wurde nach dem großen Erdbeben 1963 von internationalen Architekten rund um den Masterplaner Kenzo Tange wieder hochmodern aufgebaut – aktuell aber von neuen historisierenden Bauten und Denkmälern überformt.

Nicht nur Wohnsiedlungen in Vororten sind entstanden, sondern auch teilweise riesige Hotelanlagen. Etliche aus unserem Kreis haben dort wohl schöne Urlaube am Meer verbracht. Mittlerweile sind riesige, einstens exklusive Hotelburgen verfallen und wurden zu „Lost-Places“, was so viel heißt wie verkommene, verlorene Plätze, die viele dazu anregen, sich in den Ruinen zu fotografieren und diese kühnen Fotos dann zu posten – das ist nicht ungefährlich. Dieses makabre touristische Feld wird beworben, als Beispiele seien genannt das „AS Hotel“, Plaža Perazića Do, an der Adriaküste Montenegros nahe Petrovac, das Haludovo Hotel nahe Malinska auf Krk oder die Kapuri-Bucht nahe Dubrovnik mit gleich fünf Hotelanlagen.

GO! 2025 Nova Gorica.Gorizia – ein Bemühen, mehr friedliches Zusammenleben zu forcieren. Im Tal des Isonzo, der Soca, einem der blutigsten Schauplätze des Ersten Weltkriegs, hier beklagten die Slowen:innen Verfolgung und Repression durch die durchgepeitschte „Italianisierung“ Gorizias,

die in Jugoslawien verbliebenen Italiener:innen Verfolgung und Repression durch die kommunistischen Behörden. Die Kriege und die belastete Vergangenheit bilden im Kulturhauptstadtjahr einen wichtigen Schwerpunkt. In einem ehemaligen Lagerhaus des Bahnhofs entsteht die „Europäische Plattform für die Interpretation des 20. Jahrhunderts“ (Epic), eine Institution, die lehren will, offen zu bleiben für die Interpretation des anderen.

„Borderless“ befasst sich mit allen Facetten von Grenze – es gibt eigene Schmuggeltouren. So lässt auch den aus der Region stammenden Theatermacher Tomi Janežič, Regisseur, Psychotherapeut und Professor an der Theater- und Filmuniversität Ljubljana mit Engagements in ganz Europa, das Thema nicht los: Jeder Mensch wird durch die Erfahrung des Lebens an der Grenze geprägt, betrachtet die Schnittstelle von Sozialismus und Kapitalismus beide Systeme skeptisch. Monatlich hat eines der zwölf Stücke des Theaterprojekts „Dodecalogy 1972–1983 as part of the Destin(y)ation project“ Premiere. Jedes befasst sich mit je einer Familiengeschichte dieser kurz zurückliegenden Zeitspanne und jede der teils witzigen, teils berührenden Geschichten hat ihre Wurzeln in einer anderen Stadt der einstigen österreichisch-ungarischen Monarchie.

Für mich persönlich hat eine jahrzehntealte Kindheitserinnerung mit bedrohlichem Begleitton ein gutes Ende gefunden; der Eiserne Vorhang ist weg – nicht Spaghetti und Gelato hatte ich aus Görz in Erinnerung, sondern einen Gitterdrahtzaun, dahinter einen menschenleeren riesigen Platz und mir gegenüber an dessen Rand ein mächtiges Bahnhofsgebäude, bekrönt durch einen riesigen roten Stern.

Dass außerhalb von Nova Gorica im Franziskanerkloster Kostanjevica alle im Exil verstorbenen französischen Bourbonen, so auch der letzte gekrönte König Charles X., bestattet sind, ist eine weitere Schleife, die an Revolution und Krieg erinnert. Neben der Gruft sind dort die kostbare Bibliothek mit einer über vierhundert Jahre alten slowenische Grammatik und der Klostergarten mit seiner reichen Sammlung von historischen Bourbonrosen zu besichtigen.

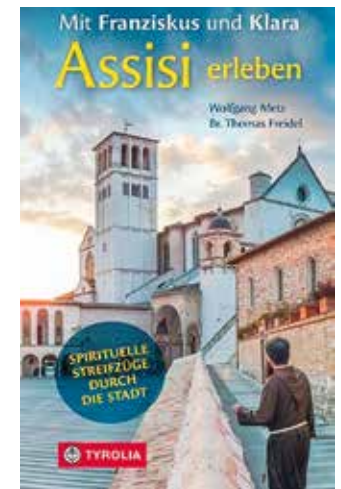
Mit einem Wort, es gibt – abgesehen von köstlichem Essen auf beiden Seiten der Grenze – Gründe genug, einen Abstecher in den Süden zu machen – srečno pot, gute Fahrt!

Bücher

Wolfgang Metz, Br. Thomas Freidel: Mit Franziskus und Klara Assisi erleben

Katharina Wesener

Wie schon der Titel sagt, ist dieser Reiseführer kein „Abhakbuch“, das Sehenswürdigkeiten aufzählt, die man gesehen haben muss. Vielmehr bietet das handliche Buch, das in jedem Rucksack Platz findet, die Möglichkeit, Assisi zu sehen, fühlen, spüren und verstehen – also mit allen Sinnen zu erleben. Eingebettet in den historischen Kontext der Orte und mit religiösen Impulstexten leiten die Autoren zum Innehalten an, zum Nachdenken und durch dieses Nachdenken zum Verstehen, was an diesem außergewöhnlichen Ort vor 800 Jahren passiert ist und was die beiden jungen Menschen, Franziskus und Klara, veranlasste, den ihnen vorgezeichneten Lebensweg zu verlassen und ihren eigenen zu gehen, weg von der bei beiden vorhandenen finanziellen Sicherheit. Es ist die Nächstenliebe, das Da-Sein für andere, das Helfen in der Not, das die beiden wählten, und zwar das Da-Sein als Mensch und nicht nur als Almosengeber, mit dem wir uns heute sehr häufig zufriedengeben. Und diese Nächstenliebe braucht das Zuhören, Sehen und Fühlen – was durch dieses Buch für eine Reise erfahrbar wird und uns vielleicht darüber hinaus sensibler macht, es auch in unserem Alltag und für unsere Gegenüber anzuwenden. In diesem Sinne „Pace e bene“ – der Gruß der franziskanischen Ordensgemeinschaft: Heil für alle, die in



Nöten sind, und Frieden in unseren Begegnungen. Ich freue mich schon, wenn ich mit dem Buch und meinen zwei Kindern Assisi erleben darf!

Egyd Gstättnert: Der Mensch kann nicht fliegen

Picus Verlag 2008, 220 Seiten, € 24,00. Eine romanhafte Hommage an den Görzer Philosophen Carlo Raimondo Michelstaedter

Helmut Schlacher



Gorizia – Nova Goriza – 2025 gemeinsam veranstaltende Europäische Kulturhauptstadt. Als Einstimmung auf einen Besuch des „österreichischen Nizzas“ Görz ist der Roman von Egyd Gstättnert gut geeignet, mit der Person des jungen Philosophen Michelstaedter und dessen Gedankenwelt den Hauch der einstigen österreichisch-ungarischen italienischen Stadt zu erspüren.

Geboren am 3. Juni 1887 und verstorben am 17. Oktober 1910, Kind einer wohlhabenden italienischen Familie deutsch-jüdischer Herkunft, Studien in Wien und Florenz, war Schriftsteller, Philosoph, Zeichner, Maler.

Gstättnert, der Romanautor, macht sich auf die Spur des exzentrischen jungen Philosophen, der sein Leben mit einem Kopfschuss beendet hat. Er fingiert Briefe zwischen dem schwärmerischen jungen Mann und dessen Freund Vladimiro, vollzieht die Reisen des Studenten nach Wien und Florenz nach und findet so immer tiefer in die Psyche des Zeichners, Malers und Schriftstellers. Es ist das Psychogramm

eines Gefangenen seiner selbst, der ein Großer hätte werden können, wenn er nicht hingegeben hätte. (Zitat Gstättnert in der *Kleinen Zeitung* vom 16.2.2025, S. 18).

„Zeichner, Poet, Philosoph, Denker, Doktor, Muttersöhnchen und Nesthäkchen! ... Fast hundert Jahre nach dessen rätselhaftem Tod versucht ein ambitionierter Schriftsteller diese Tat mit feiner Ironie zu ergründen. Bei dieser Spurensuche verschwimmen die Grenzen zwischen Gestern und Heute zusehends, während der Erzähler immer tiefer in die Figur des jungen Philosophen und verschrobenen Künstlers eindringt – um sich selbst in ihm zu erkennen.“ (Hinterer Klappentext).



Einer der vielen Briefe Carlos mit Selbstporträt

Wenn man das Büchlein dann selbst in die Hand nimmt und sich darin vertieft, wird man mit hineingenommen in die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg, in die Spannung zwischen „La Persuasione e la Rettorica (Überzeugung und Rhetorik)“ der Dissertationsarbeit Carlo Michelstaedters. Man versteht dann auch besser die Geschichte der seit 1918 geteilten Stadt Görz/Gorizia /Nova Gorica.

Vielleicht ein Anstoß zum Besuch der Kulturhauptstadt 2025, zum Nachgehen der Spuren Michelstaedters in der Bibliotheca Statale Isontina in Görz und zum Besuch seines Grabes am aufgelassenen jüdischen Friedhof in Val di Rose im slowenischen Teil der Stadt.

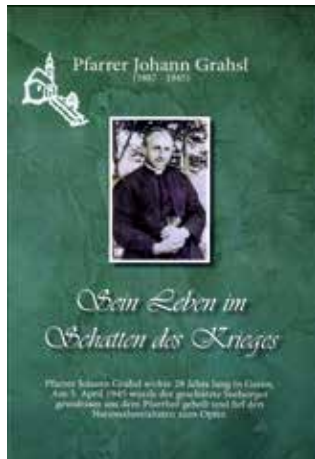
Martin Pöllabauer: Pfarrer Johann Grahl.

Sein Leben im Schatten des Krieges

Herausgegeben vom Dorf- und Gemeindeentwicklungsverein Gasen 2025

€ 23,-

Helmut Schlacher



Am 6. April 1925 wurde vor dem Gasner Pfarrhof ein Stolperstein für Johann Grahl verlegt an dem Ort, von dem er am 5. April vor 80 Jahren verschleppt wurde.

Es war eine beindruckende Gedenkfeier, beginnend mit einer Gedenkmesse in der Kirche.

Anschließend wurde von Bürgermeister Erwin Gruber, dem Pfarrgemeinderatsvorsitzenden Franz Hinterleitner und Thomas Stoppacher vom Verein für Gedenkkultur die Gründe genannt, warum für Pfarrer Grahl ein Stolperstein gelegt werde. Er war eines der letzten

Opfer des Nationalsozialismus in der Oststeiermark und sein Wirken zum Wohle der Menschen in der Pfarre Gasen ist noch durch viele Erzählungen bekannt.

Um diese Erinnerungen nicht nur im Stolperstein festzuhalten hat Martin Pöllabauer eine Sammlung von Aussagen von noch lebenden Zeitzeugen verfasst, diese mit Protokollen der Pfarrchronik im Diözesanarchiv, und des Landesgendarmeriekommandos Steiermark ergänzt und die Dankbarkeit der ganzen Gasner Bevölkerung für diesen großartigen Menschen zum Ausdruck gebracht.

Im Literaturnachweis sind natürlich die beiden Bände meines Vaters Alfred Schlacher „In der Gasen“ aus dem Jahre 1974 und meiner Schwester Elisabeth mit zahlreichen Zitaten erwähnt.

Erlesenes

Sommerfrische im Ort meiner Kindheit

Maria Fromm

Auf farbenfrohen Blumenwiesen kommt der Sommer geschlichen. Ich schließe kurz meine Augen und nehme die Sommerluft in mir auf. Mein Erinnerungsspeicher lässt die Ferienzeit in Gasen, die ich als Kind immer bei meinen Großeltern verbrachte, aufleben.

Es waren wunderschöne Wochen. Auf Bauernhöfen im Heustadl spielen, in Bächen Steine klaben, mit Nachbarskindern im Wald Hütten bauen und vieles mehr. Mir fallen da auch die „Sommerfrischler“ in den Sechziger- und Siebzigerjahren ein. Das Bergbauerndorf war Zuflucht für jene Gäste, die der Hitze in den Städten entfliehen, frische Luft genießen und die Ferien nicht in traditionellen Sommerdestinationen verbringen wollten. Viele kamen für einen dreiwöchigen Aufenthalt aus Wien.

Dafür wurde in Gasen ein Taxiunternehmen ins Leben gerufen. Das erste Taxi von Herrn Friehs war ein rot-weißer VW T1-Bus mit mehreren kleinen Panoramafenstern am Dach. Der Bulli war nur 30 PS stark. So kam es öfter vor, dass der mit Touristen vollbeladene Kleinbus am Weg zum Straßegg-Pass (1163 m) wegen der schwachen Motorleistung stehen blieb. Der Fahrer musste dann zurückschieben und einen neuen „Anlauf“ nehmen. Später kamen Modelle mit 34 PS auf den Markt. Der Fuhrpark wuchs im Laufe der Jahre auf mindestens sieben Autos an. Von Mai bis Oktober wurde für Wiener Feriengäste ein Hol- und Bringdienst installiert. Sie wurden von zu Hause abgeholt und in Gasen direkt vor die Haustüre ihres Feriendomizils gebracht.

Das waren entweder Privatzimmer oder Gasthäuser. Manchmal mussten Kinder ihr Zimmer den Gästen zur Verfügung stellen und schliefen während dieser Zeit auf dem Heuboden. Auch im Schulhaus wurde ein leer stehender Raum zur Verfügung gestellt. Ein spezieller Gast mietete sich einmal für die ganzen Ferien ein. Er stand besonders früh auf, um Schwammerl zu suchen. Diese verkaufte er an die Kauf- und Gasthäuser. Pilze wurden im Zimmer auf einer gespannten Schnur zum Trocknen aufgehängt. Der Mann wurde von manchen Dorfbewohnern „Schwammerltod“ genannt. Er finanzierte sich so seinen Sommerurlaub.

In den Privatunterkünften war ein enger Kontakt zur Gastfamilie üblich. Die Sommerfrischler waren meist ältere Personen. Im Gegensatz zu den Bäuerinnen, die ihre Haare zu einem Zopf flochten, trugen die Wienerinnen bereits dauergewelltes, stark gekräuselter und kurz geschnittenes Haar. Ihre meist wohlbeleibten Männer fielen durch Strohhüte und kurze Hosen mit Metallclips an den Hosenträgern auf. Wir fanden den „Wiener Slang“ eigenartig. Und wenn die Gäste vom Stadtleben erzählten, blieb uns Landkindern vor Staunen der Mund offen. Für unser damaliges Weltbild mussten diese Leute reich sein. Für drei Wochen an einem Urlaubsort sein! Im Dorf gab es in meiner Erinnerung niemanden, der damals jemals auf Urlaub war. Für uns eine fremde Welt. Im Ort besaßen damals ganz wenige Bewohner ein eigenes Auto.

Die Wiener kamen sich toll vor und verhielten sich teilweise dementsprechend. Manche von ihnen waren bald als Raunzer oder Nörgler



bekannt. „Heast, das Wienerschnitzerl is zu klan, die Suppn z' haas, da Salot net zuckat“, so wurde übers Essen genörgelt. Die Anrede „heast, Hawara“ war oft zu hören. Oder: ihr „Gschroppn, keints net leisa sein?“ Angler nervten sie mit

Kommentaren wie z. B. „Gibt's do k?ane Fisch?“ Irgendwann reichte es einem Fischer und er antwortete: „Na, do san Krokodü drinnen.“ Onkel Gerhard und mein Vater konkurrierten auf diesem Gebiet. Vater spitzte schon eine Weile erfolglos auf eine große „stehende“ Bachforelle. Da halfen auch die großen Regenwürmer, die wir Kinder vorher unter Steinen suchen mussten, nichts. Onkel Gerhard warf nur einmal lässig die Angel aus und Vatis Objekt der Begierde biss an. Ein Drama!

Es sei erwähnt, dass viele Gäste liebenswert waren. Sie erzählten uns Kindern gern Geschichten. Vor einem Männchen im Dorf (ein echtes Original) hatten alle Respekt. Es war ein kleinwüchsiger Almhalter mit ausgeprägten O-Beinen. Er hieß „Odam“, trug immer einen Hut mit Gamsbart, eine kurze Lederhose, darunter eine weiße lange Gattihose, Wollstutzen sowie genagelte Schuhe. Wegen seines Aussehens und seines Lallens wurde er gehänselt. Da rannte er den Leuten (meist Kindern) nach und drohte ihnen mit seinem Stock.

Die Gemeinde bemühte sich sehr um die Gäste. Sie veranstaltete u. a. Steirerabende mit dem Stoakogler Trio, die gern angenommen wurden. „Mei liab, die Buam spüln do“, hieß es. In der Hochsaison spielten die drei Brüder in verschiedenen Gasner Gasthöfen zur Freude der Gäste auf. Auch Wald- und Wiesenfeste fanden statt. Der Fremdenverkehr florierte. Fast 20.000 Übernachtungen im Jahr konnte die Gemeinde mit ihren damals gut eintausend Einwohnern verbuchen. Bereits in den 60er-Jahren wurde ein Freibad erbaut. Das Wasser war immer sehr frisch. Als einmal mein jüngerer Bruder Martin und sein Cousin Andreas als Kinder vom Baden mit blauen Lippen nach Hause kamen und gefragt wurden, ob das Bad sehr kalt war, antworteten sie: „Nein, das Wasser war eh 16 Grad warm.“ Später, als die Stoakogler bekannter wurden, kamen auch deutsche Urlauber mit ihren Familien. Anfang der 70er-Jahre nahm mein älterer Bruder Fred im Alter von knapp 16 Jahren im Dorf einen Ferienjob als Bademeister an. Diese Episode ist legendär. In Gasen sowie auch in Judendorf erzählt man sich heute noch lustige Geschichten.

Im Eingangsbereich des Bades hingen Teenager herum. Einzelne saßen oft am Fensterbankerl, wo mein Bruder Eintrittskarten verkaufte. Es

war das einzige Freibad, das ich kenne, das bei jedem Wetter (auch bei Regen) gut besucht war. Das lag wohl am beliebten fischen Bademeister, auch liebevoll „Bodewaschl“ genannt, der städtisch mit langen Haaren, Schlaghosen und T-Shirt unterwegs war und wie ein Magnet auf die jugendlichen Badegäste wirkte. Jungstars aus dem Dorf, die wir Dörfler nannten, waren auch mit dabei. Fredis Freunde sowie unser Bruder Harald, der auch dem sogenannten „Römerclub“ aus Judendorf angehörte, kamen laut mit auffrisierten Mopeds angefahren. Meine Freundin Erika, die Fredi später heiratete, und ich gehörten auch zum selbst ernannten „Club“. Nach Dienstschluss, wenn das Wasser auf seine Qualität geprüft und alles geputzt war, ging es in der Willingshofer Bar hoch zu. Aus der Musikbox dröhnten Hits aus den 60er- und 70er-Jahren – Deep Purple, Rolling Stones, Canned Heat ... Ein Gasthofbesucher verwechselte einmal beim Heimgehen den Bach mit der Straße. Diese Geschichte kenne ich nur aus Erzählungen, da ich für einen Besuch in eine Bar zu jung war.

Manchmal begleitete mich meine Tante Lisi ins kalte Freibad. Am Weg dorthin wurde noch schnell beim Kaufhaus Kaltenegger etwas besorgt, das wir eventuell noch für einen perfekten Badetag brauchen konnten. Eine Wurstsemmel, die zwei Schilling kostete, war ein Highlight. Ein hübsches, bunt gestreiftes Badetuch wurde von Tante auf der Liegewiese ausgebreitet. Ihre schneeweiße Haut gab einen guten Kontrast ab. Delial oder Nivea Sonnenmilch mit Faktor drei trugen wir uns gegen-seitig auf. Danach ging es zögerlich ins kalte Nass. (zw. 16 und 19 Grad). Viel mehr hatte es nie. Im Badebereich freundete ich mich mit deutschen Mädchen an, mit denen ich viel Spaß hatte. Adressen wurden ausgetauscht. Ein mit Köstlichkeiten gefülltes Picknickkörbchen von meiner Tante rundete meist den Badetag ab. Das Heimgehen war mühsam, aber wir waren um schöne Erlebnisse reicher.

Leserbrief

Grüß dich, Helmut!

Danksagung an die Redaktion dieser allseits beliebten KLE-Zeitschrift.

Seit Jahren ist es mir eine große Freude, dieses Heftchen per Post zu erhalten und darin die vielen Reise- und Wanderberichte wie auch aufschlussreiche Würdigungen durch Nachrufe zu lesen. Weiters finden sich stets Vorstellungen verdienter Persönlichkeiten und nicht zuletzt Lebensinhalte diverser Vortragstexte im Heft.

Es ist beeindruckend, wie viel Herzblut dafür im Kreise aktiver Mitarbeiter gespendet wird. So kann das Zustandekommen dieser Neuigkeiten in Heftform plus Versand gelingen.

So sei dir als Chefredakteur, lieber Helmut, herzlich gedankt und ich wünsche dir weiterhin allen Mut zur Freude an den *Begegnungen*.

Mit freundlichen Grüßen,

Martha und Franz Matzer, Gratwein im Februar 2025

Ankündender

Fahrten mit Mag. Roswitha Von der Hellen

2025 / 11. September 2025, 7–20 Uhr, Kunst- und Kulturfahrt

am Donnerstag, nach Gmünd in Kärnten zur Ausstellung von frühen Arbeiten des Kunst-Stars David Hockney im neuen barrierefreien Kunstmuseum. Nach der Mittagspause Fahrt nach Spittal/Drau.

Anmeldungen bitte ab sofort, begrenzte Teilnehmerzahl. SMS od. Tel. an 43 664 9201950 oder roswithavdh@gmx.at

2026 / 26. Mai – 2. Juni 2026 (1 Tag Verschiebung möglich) Bildungsfahrt nach Deutschland (mit Besichtigung der Kaiserdome)

In Planung: Augsburg, Speyer, Heidelberg, Worms, Mainz, Aachen, Köln, evtl. Nürnberg, inkl. Fahrt am Rhein mit Oberwesel, Bingen, Rüdesheim. Interessierte werden um sofortige (noch unverbindliche!) Anmeldung gebeten, die Detailinformation mit Preisangabe (derzeit in Ausarbeitung) wird nur den Angemeldeten zugeschickt.

SMS od. Tel. 43 664 9201950 oder roswithavdh@gmx.at

Die „Familiensingwoche Seggau 2025“

Sonntag, 24.08. bis Samstag, 30.08.2025, Schloss Seggau



Als Referent/innen stehen zur Verfügung:

Chorleiter/innen für das Plenum der Erwachsenen: Norbert Brandauer, Sebastian Meixner, Martin Stampfl.

Studios und Spezialchöre: Norbert Brandauer (STUDIO A – Frühe Musik – mit Herz und Seele), Christa Hofer (STUDIO C – Young Voices, 10 bis 14 Jahre), Georg Lenger (STUDIO B – Popmusik).

Martin Stampfl (Männerchor), Sebastian Meixner (Frauenchor), Christa Hofer (Jugendchor, Kinder und Jugendliche ab 12 Jahren)

Musikalische Kinder- und Jugendbetreuung: Katarina Pachatz, Agnes Kern
Leitung der Instrumentalmusik: Karl Hofer

Korrepetition: Birgit Schweighofer

Kinderbetreuung: Sarah Peißl und Lena Kainz

System- und Homepagebetreuung: Wolfgang Haring

Webseite: familiensingwoche-seggau.at

Gesamtleitung: Gunter Pachatz

Wir sind für die Familiensingwoche ausgebucht!

Keine Anmeldung mehr möglich.

Herzliche Einladung zum Konzert am Mittwoch 27.8. um 19:30 Uhr in der Kirche Frauenberg und zum Kindermusical am Freitag, 29.8. um 17 Uhr und zum Schlusskonzert um 19:15 Uhr im Kongressaal im Schloss Seggau

Wanderwoche mit Hans Schmied

6. bis 12. Juli 2025 in Jezersko, Slowenien

80 Jahre Erziehergemeinschaft

Gemeinschaft Katholischer Erzieher in der Steiermark – Katholische LehrerInnen und ErzieherInnen Gemeinschaft Steiermark (GKE-KLE)

Jubiläumsfeier am 29. November 2025 von 8.45 bis 13.00 Uhr im Priesterseminar Graz, Bürgergasse 2

Bis 8.45: Eintreffen der Teilnehmer im Barocksaal. Begrüßung durch den Vorstand.

09.00 Uhr: Gottesdienst in der Kapelle des Priesterseminars mit Diözesanbischof Dr. Wilhelm Krautwaschl

10.00 Uhr: Gemütliches Beisammensein im Barocksaal mit Rückblicken auf die Geschichte der GKE-KLE

11.00 Uhr: Kabarett mit Oliver Hochkofler „Aus heiterem Himmel“.

13.00 Uhr: Dankesworte

Eine ausführliche Einladung mit Anmeldekarte ergeht an alle Mitglieder.

In der Arbeitswelt den eigenen Platz finden – MentorInnen gesucht

Mit dem Projekt „Berufsmentoring“ unterstützt der Fonds für Arbeit und Bildung Menschen, „ihren“ Platz in der Arbeitswelt zu finden. Ehrenamtliche MentorInnen helfen – professionell begleitet –, dass etwa Jugendliche ihre Ausbildung bestehen, Menschen, die sich beruflich verändern möchten, Orientierung finden und Arbeits- oder Lehrstellen gefunden werden.

Konkrete Tätigkeiten der MentorInnen sind z. B. Lernunterstützung, Hilfe beim Recherchieren von Weiterbildungs- oder Arbeitsangeboten sowie das Einbringen einer positiven Sichtweise. Der wöchentliche Zeitaufwand beträgt ca. ein bis zwei Stunden, Ort und Zeit werden individuell vereinbart.

Für Fragen steht Ihnen gern Bernhard Schwarzenegger, Tel. 0316/8041 422, zur Verfügung. Details unter katholische-kirche-steiermark.at/berufsmentoring

Mag. Bernhard Schwarzenegger

Fonds für Arbeit und Bildung der Diözese Graz–Seckau, Geschäftsführer

Bischofplatz 4, 8010 Graz

T: 0316/8041-422, M: 0676/8742 2422

bernhard.schwarzenegger@graz-seckau.at

www.katholische-kirche-steiermark.at/fonds-fuer-arbeit

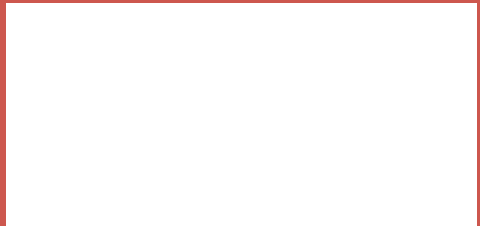
www.facebook.com/fuer-arbeit-und-bildung

Arbeitslosen Menschen eine Chance geben

Offenlegung nach dem Mediengesetz

Die Zeitschrift „Begegnungen“ erscheint 3 x jährlich. Inhaber der Zeitschrift „Begegnungen“: Katholische LehrerInnen- und ErzieherInnen-Gemeinschaft Steiermark (KLE); <https://kle.graz-seckau.at/>; Katholisches Bildungswerk, Sekretariat, Kreuzgasse 34, 8010 Graz, Tel: 0316/8041-345, Fax: 0316/8041-18346, E-Mail: kbw@graz-seckau.at, Facebook: Katholisches Bildungswerk Steiermark. Vorsitzende: Katarina Pachatz; Schriftleiter: Helmut Schlacher, helmut.schlacher@aon.at – Beiträge an diese Adresse erbeten. Redaktionelle Mitarbeit: Katharina Wesener, Gertrud Zwicker; Blattlinie: Kommunikationsorgan der KLE; Fotos: Privat; Layout, Satz: Ini Schnider; Lektorat: Marie-Therese Pitner; Grafik: M. Gollowitsch; Druck: REHA DRUCK: Druckerei der REHA – Dienstleistungs- und Handels-GmbH mit dem Ziel, behinderte Menschen zu beschäftigen und auszubilden. Viktor-Franz-Straße 9, 8051 Graz. Die Verantwortung für den Inhalt und die sachliche Richtigkeit der einzelnen Beiträge liegt ausschließlich bei den Autorinnen und Autoren. Konto der KLE: AT182081500000296244. Im jährlichen Mitgliedsbeitrag von € 20 ist der Bezug der „Begegnungen“ inkludiert.

Österreichische Post AG
PZ 22Z043029 P
Katholische LehrerInnen und
ErzieherInnen Gemeinschaft Steiermark
Kreuzgasse 34, 8010 Graz



KATHOLISCHE 
KIRCHE STEIERMARK

Falls unzustellbar, bitte retour an:
Katholische LehrerInnen und ErzieherInnen Gemeinschaft Steiermark
8010 Graz, Bürgergasse 2/III

